

**HEYNE <**



RAINER SCHMITZ

# Was geschah mit Schillers Schädel?

ALLES, WAS SIE ÜBER LITERATUR NICHT WISSEN

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN



Aktualisierte Taschenbucherstausgabe 12/2008

Copyright © Eichborn AG, Frankfurt am Main, Oktober 2006

Der Wilhelm Heyne Verlag, München, ist ein Verlag der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2008

Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur, München–Zürich,  
unter Verwendung eines Photos von Thomas Del Brase © stone/getty images  
(Trinity College Library, Dublin, Irland)

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: OAN, Zwenkau

ISBN: 978-3-453-60080-5

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

# A

**A.** Wenn Schwächlinge anfangen, über den ersten Buchstaben des Alphabets *nachzudenken*, können sie ganz schnell dem Wahnsinn verfallen! (Arthur Rimbaud an Paul Demeny am 15. Mai 1871)

**A, Romane ohne.** Jacques Etienne Victor Arago schrieb *Voyage Autour du Monde, Sans la Lettre A* (Paris 1853). In der ersten Auflage tauchte – außer im Titel – dennoch ein Wort mit a auf: »serail«. Das wurde dreißig Jahre darauf in der nächsten Ausgabe getilgt.

Am 18. Dezember 1816 wurde im Pariser Théâtre des Variétés das Stück »La Pièce Sans A« von J. R. Rondin aufgeführt. → *E, Romane ohne* → *I, Bücher ohne* → *Lipogramme* → *R, Romane ohne*

**Abeles.** Heftige Entrüstung löste Kürschners *Deutscher Literaturkalender für 1912* unter den prominenten Freunden und Verehrern des Meisters Stefan George aus. Die neueste Ausgabe des seriösen Nachschlagewerkes zweifelte den Namen des Lyrikers an. Nicht Stefan George sollte er heißen, sondern – Abeles, schlichtweg Heinrich Abeles. »Da sich der Meister selbst in der ihm eigenen Zurückhaltung über seinen authentischen Namen kaum äußern dürfte, so bleibt nichts weiter übrig, als daß nunmehr die literarische Wissenschaft ihre Hebel ansetzt, um der Sache auf den Grund zu kommen.« Sollte der Kürschner Opfer eines bösen Scherzes geworden sein, »dann ist ein schleuniger Widerruf dringend zu wünschen«. Aus bitterer Erfahrung wisse man, »daß das deutsche Volk seinen marmornen Dank solchen Dichtern, deren arische Rassenechtheit in Frage steht, höchstens zwischen die Biertische eines Kneipengartens setzt! Man denke an Heine!« Die Gefahr, daß die George-Jünger sich zu ihrem Heiligtume durch Bierdumpfheit schlagen müßten, war bald vorbei. Schwer beklommen veröffentlichte die Redaktion des Kürschner einen Rundbrief mit einer Richtigstellung. → *Mynona*

*L: Zwiebfisch Heft 5/1912 und Heft 1/1913*

**Abgebrannt.** Im November 1993, zwei Wochen nach Überreichung des Literatur-Nobelpreises in Stockholm, brannte das Haus von Toni Morrison am Hudson River bis auf die Grundmauern nieder. Ein Teil der Manuskripte, an denen sie gerade arbeitete, sowie die Originalmanuskripte ihrer

bereits vorliegenden Bücher wurden völlig vernichtet. »I've written all these books to the sound of the water, and the water is in my dreams . . . For a while I couldn't talk about the fire to anybody.« Mehr als hundert Feuerwehrleute waren fünf Stunden im Einsatz. (AFP vom 27. Dezember 1993) Ein Anschlag konnte nicht gänzlich ausgeschlossen werden: Bereits als sie zwei Jahre alt war, so erzählte Toni Morrison, sei ihr Vaterhaus von Rassisten niedergebrannt worden.

Andere Dichter, denen in Amerika Häuser abbrannten:

Aldous Huxley (am 12. Mai 1961, Manuskripte verbrannt),

Eric Ambler (am 6. November 1961, ein unvollendetes Manuskript verbrannt),

Malcolm Lowry (ein Manuskript verbrannt, eins gerettet).

→ *Bücherverbrennungen*, → *Bücherverbrennungen, freiwillige* → *Feuer* → *Haus* → *Mynona* → *Unwollendet* → *Verbrannt* → *Vernichtet*

*L: Jet vom 31. August 1998*

**Abgelehnt.** Sein erstes Buch schrieb Irving Stone über Vincent van Gogh. Er schickte es an den New Yorker Verlag Knopf. »Sie haben es nicht mal geöffnet. Sie schickten es mir in der Originalverpackung zurück.« Er schickte es an Doubleday. Man teilte ihm mit: »Es ist unmöglich, ein Buch über einen unbekanntem holländischen Maler zu verkaufen.« Nach weiteren fünfzehn Ablehnungen wurde das Buch schließlich angenommen und 1934 veröffentlicht. Bis heute wurden mehr als fünfundzwanzig Millionen Exemplare verkauft.

Es dürfte wohl kaum einen Verlag geben, der nicht schon einmal ein Manuskript abgelehnt hat, das dann in einem anderen Verlag ein großer Erfolg wurde. Das passierte selbst großen verlegerischen Spürnasen wie Samuel Fischer. Da wandte sich Anfang der neunziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts ein Autor namens Arthur Schnitzler an Fischer mit dem Manuskript *Anatol*. Der lehnte ab mit der Begründung: »Das Buch wird nur von Liebhabern gekauft werden und die Kosten ganz bestimmt nicht decken.« Der Erstling Schnitzlers, übrigens mit einer Einleitung von Loris, d. i. Hugo von Hofmannsthal, erschien daraufhin 1893 in Berlin im Verlag des Bibliographischen Büros. Aber zwei Jahre später kam das Buch doch noch zu Fischer. 1895 schloß er nämlich mit Schnitzler einen Generalvertrag. Und aus der Konkursmasse des Bibliographischen Büros fielen ihm die Restexemplare des *Anatol-Cyclus* zu. Fischer ließ Titel-

blatt und Inhaltsverzeichnis neu drucken und mit den Originalbuchblöcken neu aufbinden.

Jeder deutsche Autor, der sich etwas erhoffte, ging in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zuerst zu »Samy« Fischer. So auch ein noch junger Autor namens Erich Maria Remarque mit einem Manuskript, das den Titel *Im Westen nichts Neues* trug. Samy soll die Hände über dem Kopf zusammenschlagen haben. Gerade war das Interesse an Büchern über den Weltkrieg erloschen. Und sollte ein so schroff illusionsloses Werk neben Hugo von Hofmannsthal, Thomas Mann, Arthur Schnitzler, Jakob Wassermann und Gerhart Hauptmann bestehen können? Fischer zweifelte und hat, wie der Ullstein-Lektor Max Krell berichtet, das Manuskript gar nicht erst an seinen verantwortlichen Mitarbeiter Oskar Loerke weitergereicht. Aber auch Krell hatte Probleme, das Buch bei sich im Hause zu plazieren. Es erschien dann im Propyläen Verlag, der zum Hause Ullstein gehört. *Remarques Im Westen nichts Neues* ist das erfolgreichste deutsche Buch im zwanzigsten Jahrhundert geworden. → *Bestseller*

Aber natürlich muß man sich als Verleger nicht in jedem Fall eines »verpaßten« Bestsellers ärgern, denn es ist nicht gesagt, daß solch ein Buch auch im eigenen Verlag ein Erfolg geworden wäre. Es kommt auch auf das Umfeld an. Und manchmal sind die Verleger, zumindest die vom alten Schlage, auch nicht bereit, alles mitzumachen. Der berühmte Verleger des Expressionismus Kurt Wolff war noch kurz vor seinem Tod stolz darauf, das ihm zuerst angebotene *Buch von San Michele* von Axel Munthe, das dann ein Millionenerfolg wurde, nicht verlegt zu haben. Er fand es »banal, eitel und peinlich«. Aber daß er Oswald Spenglers *Der Untergang des Abendlandes* abgelehnt hatte, hat er später bedauert. Auch den »narrischen Herrn Professor« aus Triest, der ihm »in schlechtem Deutsch« 1920 ein englisches Buch zur Übersetzung anbot, hat Wolff sich entgehen lassen. Es handelte sich um den Roman *Ulysses* von James Joyce.

L: Kurt Wolff. *Autoren – Bücher – Abenteuer. Berlin 1964*

Die meisten Ablehnungen registrierte das *Guinness Book of Records* 1978 für das Manuskript *World Government Crusade* von Gilbert Young. Es wurde von 106 Verlagen abgelehnt. Ob es sich dabei wirklich um einen »Rekord« handelt, bleibt aber zu bezweifeln. Andere dürften noch mehr Absagen bekommen haben. Bevor William Saroyan zu einem der bekanntesten Autoren der USA wurde, erhielt

er so viele Absagen, daß diese Ablehnungen einen Stapel von 30 Inches (das sind 76,2 Zentimeter) ergaben. Das dürften ungefähr siebentausend Blatt gewesen sein. → *Jenseits*

L: John White: *Rejection. Menlo Park u. a. 1982*

In etwa gleichauf liegt wohl auch der Amerikaner Lee Pennington. Er hat zwar in mehr als dreihundert Zeitschriften und Magazinen veröffentlicht – bekam aber im Laufe der Zeit einige tausend Ablehnungen. Einmal waren das innerhalb eines halben Jahres so viele, daß er alle Wände eines Raumes in seinem Haus damit tapezieren konnte.

Pennington schrieb einmal ein Poem über William Faulkner. Er bekam es postwendend zurück mit den Sätzen: »Das ist das schlechteste Poem in englischer Sprache. Sie sind der mieseste Poet in englischer Sprache.« Pennington verbrannte diesen Brief, schickte das Gedicht an ein anderes Magazin. Das nahm prompt an und präsentierte es »mit Stolz und Freude« als das beste Poem des Jahres. → *Schriftsteller, schlechtestes*

Die besonders für angehende Schriftsteller beinahe alltägliche und dennoch immer wieder niederschmetternde Erfahrung eines vollen Briefkastens – voll mit abgesagten Manuskripten und mehr oder weniger wohlmeinenden Tips und Wünschen der Verlagslektoren – schreit natürlich nach einer literarischen Verarbeitung. Und die gibt es auch: Von einer solchen Höllenfahrt des Autors erzählt Gilbert Sorrentino in seinem irrliehenden Roman *Mulligan Stew* (1979). Der Schriftsteller Antony Lamont scheitert beim Schreiben eines Avantgarde-Krimis. Es sind aber nicht nur die Romanfiguren, die schließlich gegen den Autor meutern. Auch die Verlage lehnen durchweg ab. Sie halten das Buch »nicht für qualitativ genug, um zusätzliche Investitionen in die Lagerhaltung zu rechtfertigen«. Sorrentino leitet seinen Roman des Scheiterns mit allen Ablehnungsschreiben und Verlagsgutachten ein.

Selbst begnadete Schriftsteller und spätere Bestsellergeranten haben solche Erfahrungen gemacht: Samuel Becketts Erstling, sein aus zehn Episoden bestehender Erzählband *Mehr Prügel als Flügel*, erschien am 24. Mai 1934 in London. Das Manuskript war zuvor von zweiundvierzig Verlagen abgelehnt worden.

Astrid Lindgrens *Pippi Langstrumpf* wollte zunächst kein deutscher Verleger haben, denn auch in Schweden war das Buch mit dem frechen Mädchen zunächst höchst umstritten, bis 1949 der Hamburger Oetinger Verlag zugriff.

Mehr als zwanzig deutsche Verlage haben Tolkiens *Der Herr der Ringe* als unverkäuflich abgewiesen. Der Fantasy-Roman erschien dann 1969 bei Klett in Stuttgart, stand zwischen 1970 und 1994 346 Wochen lang auf der Bestsellerliste und dürfte bis heute mindestens zehn Millionen Mal in deutscher Sprache verkauft worden sein.

»Es gibt keinen bedeutenden deutschen Verlag, von dem ich nicht einen Absagebrief besäße«, sagte Erfolgsautor Andreas Eschbach, der auch international große Resonanz mit seinen Technik-thrillern fand (*Jesus Video*, 1998).

L: *Federwelt*, April 2002

Der bekannte humoristische Roman *Die Feuerzangenbowle* von Hans Reimann, der 1935 unter dem Namen seines damaligen Freundes Heinrich Spoerl im Düsseldorf-Droste-Verlag erschien und dann mit Heinz Rühmann überaus erfolgreich verfilmt wurde, ist zuvor von siebzehn Verlagen abgelehnt worden, darunter von Langen Müller, Ullstein und Piper.

Jack Kerouacs *On the road/Unterwegs*, unter anderen von den Verlagen Scribner's und Bobbs Merrills abgelehnt, wurde 1956, sieben Jahre nach seiner Entstehung, beim New Yorker Verlag Viking Press ein Welterfolg.

Der Frankfurter Buchhändler Johann Georg Fleischer hätte der maßgebliche Verleger von Goethe werden können. Doch er hat gleich dessen ersten Versuch abgelehnt, ein Buch bei ihm drucken zu lassen. Das war im Jahre 1769, und es handelte sich um das Manuskript von *Die Mitschuldigen*.

Brockhaus lehnte 1821 das Gedicht-Manuskript eines gewissen Heinrich Heine ab. Der Erstling erschien 1822 in Berlin bei Maurer.

Im Januar 1893 hatte der siebzehnjährige Rainer Maria Rilke sein Werk *Leben und Lieder. Bilder und Tagebuchblätter von René Maria Rilke* der Cotta'schen Buchhandlung angeboten, seinerzeit einer der namhaftesten deutschen Literaturverlage. Doch der lehnte ab. Das Buch erschien dann Ende 1894 im »G. L. Kattentidt Jung Deutschlands Verlag«.

Marcel Prousts epochaler Roman *À la recherche de la temps perdu/Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* wurde im Frühjahr 1913 von verschiedenen Verlagen wegen seiner offenbaren Geschwätzigkeit abgelehnt. Alfred Humblot, Haupt des angesehenen Pariser Verlagshauses Ollendorff, schrieb an seinen Freund Louis de Robert, der ihm das Manuskript vermittelt hatte: »Mein lieber Freund, ich bin vielleicht komplett vernagelt, aber ich kann

beim besten Willen nicht verstehen, daß ein Mensch dreißig Seiten braucht, um zu beschreiben, wie er sich vor dem Einschlafen im Bett hin und her wälzt.« Diese Einschätzung wurde von anderen Verlagen, etwa Fasquelle, geteilt.

Auch der Verlag Gallimard lehnte das Manuskript ab. Es war ausgerechnet André Gide, der damals als Lektor für das Haus arbeitete, der die Absage begründete. Daraufhin finanzierte Proust die Veröffentlichung aus eigener Tasche. Später wollte Gide aus Scham, das Manuskript gelesen und abgelehnt zu haben, beinahe sterben.

Als seine Frau Margaret Millar mit dem Schreiben mehr verdiente als Kenneth Millar mit seiner Dozentur, begann auch er einen Roman und schickte das Manuskript an ihren Verlag. Der Verlag jedoch schickte das Werk zurück mit der Begründung, ein Autoren-Paar sollte nicht den gleichen Verleger haben. Nach drei Jahren Krieg wurde aus Kenneth Millar in Michigan der Schriftsteller Ross Macdonald in Kalifornien – mithin, so zeigten die Bestsellerlisten – überaus erfolgreich.

Auch aus jüngerer Zeit gibt es zahllose Fälle kleiner und grandioser Pannen. Zum Beispiel *Freundesland* von Rut Brandt. Die Erinnerungen der Ex-Frau des deutschen Bundeskanzlers Willy Brandt enthalten keine spektakulären Enthüllungen. Die Verlage List, Droemer Knauer und Bertelsmann haben daraufhin abgewunken. Das Manuskript wanderte nach Hamburg zu Hoffmann und Campe. Das Buch erschien Anfang September 1992 und hielt sich über ein Jahr in den Bestsellerlisten, achtzehn Wochen lang sogar auf Rang eins. Vier Wochen nach Erscheinen des Buches starb Willy Brandt, was den Erfolg der Memoiren weiter erheblich beschleunigt haben dürfte. Es gab Tage, an denen in Deutschland eintausend Stück verkauft wurden.

Fast ein Jahrzehnt vorher: Im Münchner Hanser Verlag badete man gerade im Erfolg von Umberto Ecos Mittelalter-Thriller *Der Name der Rose*. Da lag aber auch das Manuskript eines deutschen Autors auf dem Tisch, den man bis dahin nur als Verfasser des Monodrams *Der Kontrabaß* kannte, das schon damals eines der am meisten gespielten Stücke auf deutschen Bühnen war. Die merkwürdige Geschichte des im Jahre 1738 in einer Fischbude in Paris geborenen Jean-Baptiste Grenouille, der, ausgestattet mit der perfekten Nase, auf der Suche nach der Essence absolue zum Massenmörder wird, fand im Vergleich mit dem intelligenten Kriminalspiel des italienischen Semiotik-Professors

keine Gnade. *Das Parfum* von Patrick Süskind, das unter anderen auch vom Frankfurter Suhrkamp Verlag abgelehnt worden war, erblickte dann im Frühjahr 1985 bei dem Zürcher Diogenes-Verleger Daniel Keel das Licht der Welt – und ist mit 15 Millionen Exemplaren in 42 Sprachen (davon allein die deutsche Auflage mit vier Millionen) das erfolgreichste deutsche Buch der Gegenwart (Stand 2005).

Hanser lehnte übrigens in den neunziger Jahren auch Rowlings *Harry Potter* ab, das erfolgreichste Kinder-/Jugendbuch aller Zeiten. Verlagschef Michael Krüger sagte dazu entschuldigend: »Bei anderen haben wir auch nicht zugelangt, darunter Eoin Colfer. Wenn man darüber nachdenkt, was einem entgangen ist, dann kann man sich nicht mehr um das kümmern, was vor einem liegt. Andererseits hätten wir mit dem vielen Geld jetzt wahrscheinlich große Teile von Bertelsmann gekauft.« Auch bei anderen Verlagen hatte *Harry Potter* kaum Begeisterungstürme ausgelöst, als der britische Literaturagent Christopher Little im Sommer 1997 den Stoff auf dem deutschen Markt anbot. Dem Ravensburger Verlag war das Buch »zu dick«, dem Oetinger Verlag »zu teuer«. Bertelsmann, heute Random House, lehnte ab, »weil der Chef gerade Ferien machte«. Dann griff der Hamburger Carlsen Verlag für geschätzte 25.000 Mark zu und druckte 8000 Exemplare. Bis heute (Anfang 2008) sind von allen auf deutsch erschienenen *Harry Potter*-Büchern mehr als 28,7 Millionen Exemplare verkauft worden. Carlsen-Verleger Klaus Humann, der so erfolgreich mit Rowlings Zauberlehrling war, hatte zuvor bei S. Fischer den Fantasy-Roman *Der goldene Kompaß* von Philipp Pullman abgelehnt, der aber, als er zu Carlsen wechselte, dort inzwischen ein Erfolg geworden war. → *Pottermania*

L: Focus 37/2003; Stephen Brown: *Die Botschaft des Zauberlehrlings*. München 2005; *Bild am Sonntag* vom 25. September 2005

Im Jahre 1992 schickte der Suhrkamp-Verleger Siegfried Unseld der in Amerika lebenden deutsch-jüdischen Literaturwissenschaftlerin Ruth Klüger das Manuskript ihrer Memoiren *Weiter leben* zurück. Es genüge, so hieß es im Begleitbrief, nicht den literarischen Ansprüchen seines Hauses. Das Buch erschien noch im selben Jahr bei Wallstein in Göttingen und wurde zu einem überwältigendem Erfolg für den kleinen Verlag. Die Literaturkritik ergötzte sich einhellig gerade an der literarischen Qualität der Erinnerungen. Pikant: Allerdings bemühte Suhrkamp sich dann doch noch um die Taschen-

buchrechte – jedoch vergeblich; das Buch erschien bei dtv.

Ende der sechziger Jahre versuchte Kiepenheuer & Witsch, die Taschenbuchrechte seines Autors Georges Simenon beim Deutschen Taschenbuchverlag in München unterzubringen, wo der Kölner Verlag damals noch Teilhaber war. Heinz Friedrich, Gründer und seinerzeit allmächtiger Chef von dtv, hielt Simenon für einen »entsetzlichen Vielschreiber« von zweifelhafter Qualität – allerdings ohne ihn selbst gelesen zu haben. Auch im Taschenbuchverlag von Rolf Heyne, der damals noch nicht so groß und bedeutend wie heute war, ging Simenon nicht besonders. Dann wurden die deutschen Rechte frei, der Deutsche Taschenbuchverlag hätte zugreifen können, wollte sie aber nicht. Heute liegen sie bei dem Zürcher Diogenes Verlag und sind ein Renner ohnegleichen.

Eines der berühmtesten Kinderbücher aller Zeiten – *The Tale of Peter Rabbit* von Beatrix Potter – wurde von sieben Verlagen abgelehnt, »mit und ohne Dank«, notierte die Autorin und Illustratorin. Einer schickte ihr Manuskript mit dem Kommentar zurück, »es schmecke wie verfaulte Karotten«. Schließlich bezahlte sie die Veröffentlichung selber. Das kleine Buch verkaufte sich dermaßen gut, daß einer der Verleger, der Engländer Frederick Warner, seine Meinung änderte und das kleine Buch doch herausbrachte. Noch hundert Jahre später verkauft sich *Peter Rabbit* weltweit sehr gut.

→ *Privatdruck*

Eine der teuersten Fehleinschätzungen der letzten Jahre verbindet sich mit dem amerikanischen Bestsellerautor John Grisham. Dessen Bücher zeichnen sich durch geradlinige, kurzatmige und schon als kunstlos zu bezeichnende Action-Prosa aus. Der schreibende Rechtsanwalt ist bei dem New Yorker Verlag Doubleday unter Vertrag. Doubleday ist neben Bantam, Dell und Random House eine amerikanische Tochterfirma des deutschen Bertelsmann-Konzerns, unter dessen Dach hierzulande die Verlage Knaus, C. Bertelsmann, Goldmann, Blanvalet und einige andere mehr mit einem glänzenden Vertriebssystem überaus erfolgreich arbeiten. Bertelsmann Deutschland wollte Grisham nicht. Da griff Hoffmann und Campe in Hamburg im Verein mit dem Münchner Taschenbuchverlag Heyne, heute auch ein Bertelsmann-Verlag, zu. Der Auftritt in Deutschland war enorm. Als dann die Grisham-Verfilmungen in die deutschen Kinos kamen, stieg der Verkauf noch einmal sprunghaft an. Im Münchner Bertelsmann-Verlagshaus war



man lange vergrämt. Natürlich verdiente der Konzern über seinen amerikanischen Originalverlag auch an der deutschen Lizenz mit. Im eigenen Haus wäre die Marge allerdings um einiges höher gewesen. Der Verantwortliche heißt Klaus Eck und hätte sich am liebsten »irgendwo hin beißen können«.

L: *Focus* 10/93

Auch ein anderer, wahrscheinlich sogar noch größerer Erfolg kam nur auf Umwegen zustande. Es handelt sich um den esoterischen Weltbestseller *Der Alchimist* des Brasilianers Paulo Coelho. Coelho war noch ein völlig unbekannter Autor, als er 1990 einen Brief des Münchner Verlegers Peter Erd erhielt. Die Geschichte des Helden auf der Suche nach dem verlorenen Schatz und den verlorenen Werten war dessen Esoterik-Verlag 1000 Dollar Vorschuß wert. Coelho fühlte sich geschmeichelt und unterschrieb den Vertrag. Das Buch erschien zuerst unter dem Titel *Die Geheimnisse der Pyramiden*, fand jedoch nur beschränkte Aufmerksamkeit in den entsprechenden Kreisen. Mit einigen juristischen Kniffen gelangte der Autor dann zum Zürcher Diogenes-Verleger Daniel Keel. Der ließ die Übersetzung überarbeiten und 1996 unter dem Titel *Der Alchimist* erscheinen. Der Roman wurde daraufhin ein überwältigender Publikumserfolg. Zum Beispiel auch in Frankreich. Eine Freundin der Verlegerin Anne Carrière hatte ihr die spanische Ausgabe geschickt. Die Carrière entschied sich, das Buch herauszubringen. Sie informierte darüber ihren Vater, den Verleger Robert Laffont. Der war entsetzt, denn er hatte das Buch gerade erst abgelehnt. *L'alchimiste* erreichte in Frankreich innerhalb kürzester Zeit eine Auflage von weit über 400.000 Exemplaren . . .

Von den Büchern Coelho erschienen bis Anfang 2005 weltweit mehr als 56 Millionen Exemplare in 58 Sprachen in 150 Ländern. Davon rund 22 Millionen vom *Alchimisten*.

L: *Das Magazin*, Zürich vom 8. Februar 1997; *buchmarkt.de* vom 13. Januar 2003

Selbst literarische Welterfolge wie *Lolita* von Nabokov und *Die Blechtrommel* von Günter Grass sind zunächst abgelehnt worden. Fünf Verleger hatten Nabokovs Buchs abgelehnt, weil sie befürchteten, der Autor komme dadurch ins Gefängnis. *Die Blechtrommel* wurde von Franz Schonauer, seinerzeit Lektor beim Luchterhand Verlag, zur Ablehnung empfohlen. Doch der überaus literaturinteressierte Verleger Eduard Reifferscheid hat den Rat seines Lektors in den Wind geschlagen und das Buch gedruckt. Danach hat Schonauer in der lite-

rarischen Verlagsszene nie wieder so richtig Fuß fassen können.

Weitere berühmte Bücher, die von Verlegern zurückgewiesen wurden:

Gustave Flauberts *Madame Bovary*: »Zu viele überflüssige Details.«

Thor Heyerdahls *Kon-Tiki*: »Eine lange und langweilige Reise über den Pazifik.«

George Orwells *Farm der Tiere*: »Tiergeschichten sind in Amerika nicht zu verkaufen.«

Anne Franks *Tagebuch*: »Nichts, was über den gewöhnlichen Alltagsklatsch hinausgeht.«

Pierre Boules *Die Brücke am Kwai*: »Ein sehr schlechtes Buch.«

L. J. Peters *Das Peter-Prinzip*: »Keinerlei kommerzielles Potential.« (Das Buch war länger als ein Jahr auf der New-York-Times-Bestsellerliste und wurde in 38 Sprachen übersetzt.)

William Goldings *Herr der Fliegen*: »Nicht ganz erfolgreiche Umsetzung einer zugegebenermaßen erfolgversprechenden Idee.« (Golding erhielt für dieses Buch 1983 den Nobelpreis.)

Günter Grass' *Die Blechtrommel*: »Nicht zu übersetzen.«

Konrad Lorenz' *So kam der Mensch auf den Hund*: »Gibt schon so viele Hundebücher.«

Jacqueline Susanns *Tal der Puppen*: »Langweilig, untalentierte, amateurhaft.«

L: *André Bernard: Rotten Rejection. London 1996*

→ *Eigenschaften, ohne* → *Schlachthaus der Literatur*  
→ *Widmungen*

**Abitur.** Fünf Jahre benötigte Thomas Mann für die drei Klassen der Mittelstufe, als er in seinem neunzehnten Lebensjahr das Realgymnasium mit der Obersekundareife und damit dem Berechtigungsschein für den einjährig-freiwilligen Militärdienst verließ. »Ich verabscheute die Schule und tat ihren Anforderungen bis ans Ende nicht genüge.« Daß er das Fach Deutsch sowohl mündlich wie als schriftlich nur mit »befriedigend« abschloß, sollte nicht zu ungerechten Kommentaren über die späteren Leistungen des Nobelpreisträgers verwendet werden. Mann verachtete die Schule »als Milieu, kritisierte die Manieren ihrer Machthaber und befand mich früh in einer Art literarischer Opposition gegen ihren Geist, ihre Disziplin, ihre Abrichtungsmethoden«.

Anderthalb Jahrzehnte später, die *Buddenbrooks* waren ein Welterfolg geworden, schreibt Thomas Mann rückblickend: »Ich habe eine dunkle und schimpfliche Vergangenheit [. . .]. Ich bin ein verkommener Gymnasiast, nicht, daß ich durchs Abi-

turexamen gefallen wäre – es wäre Aufschneiderei, wollte ich das behaupten, sondern ich bin überhaupt nicht bis zur Prima gelangt.«

Auch ein anderer deutscher Nobelpreisträger – Günter Grass – hat kein Abitur.

Gleich zwei Mal ist Émile Zola durchs Abitur gefallen. »Was aus mir werden wird, darüber bin ich mir noch nicht schlüssig, aber sollte ich die literarische Laufbahn einschlagen, habe ich vor, die Devise ›Alles oder Nichts!‹ zum Wahlspruch zu machen.« Egon Friedell, der spätere Verfasser der *Kulturgeschichte der Neuzeit* und der *Kulturgeschichte des Altertums*, bestand die Matura erst im vierten Anlauf, die Promotion im zweiten. → *Schulabbrecher*

**Absinth.** Als Achtzehnjähriger, der gerade sein Abitur am Lycée Bonaparte bewältigte, hatte Paul Verlaine bereits reichlich Erfahrungen mit der »grünen Fee«, wie der Absinth damals in gewissen Kreisen geradezu zärtlich genannt wurde, der aber für so manche Künstlerexistenz die Guillotine bedeutete. In den Kaffeehäusern der Rue Soufflot fand Verlaine seine Heimat. Und als 1867 seine geliebte Cousine Éliisa starb, erschien ihm ein acht- und vierzigstündiger Vollrausch die angemessene Trauer.

Ebenfalls Absinth-Trinker waren Alfred de Musset, Oscar Wilde, Joseph Roth und Raymond Queneau. → *Alkohol* → *Cognac*

**Abstellgleis.** Einer der merkwürdigsten Tode der Weltliteratur widerfuhr dem Grafen Leo N. Tolstoj. Der weltberühmte und wohlhabende Schriftsteller flüchtete aus seiner Privathölle, um zu sterben – unbehelligt und unbeobachtet wie ein Elefant. Es war in der Nacht zum 28. Oktober 1910 um fünf Uhr früh, als er sich vom Krankenlager erhob und sich auf den letzten Weg machte. »Es war so finster, daß man die Hand nicht vor Augen sah«, schrieb er in den letzten Passagen seines Tagebuchs. »Ich kam vom Weg zum Seitenflügel ab, geriet ins Dickicht, stach mich, rannte gegen Bäume, verlor meine Mütze und fand sie nicht wieder, gelangte mit Mühe und Not auf den Weg, ging heim, nahm mir eine Mütze und gelangte mit einer Taschenlampe zum Stall, ließ anspannen [...]. Ich zitterte, weil ich auf die Verfolgung wartete. Aber da fuhren wir schon.« Zurück ließ er nur einen Brief an seine Frau, die ihn nie verstand, die aber auch er nie verstanden hatte. »An Sofja Andrejewna. Meine Abreise wird Dich betrüben. Das bedauere ich, aber begreife es und glaube mir, daß ich nicht anders handeln konnte. Meine Lage im Hause wird unerträglich, ist es schon geworden. Abgesehen

von allem Schlechten kann ich nicht länger unter den luxuriösen Bedingungen leben, unter denen ich gelebt habe, und ich tue, was alte Leute in meinen Jahren für gewöhnlich tun: Sie gehen fort aus dem weltlichen Leben, um in Zurückgezogenheit und Stille ihre letzten Lebenstage zu verbringen.« Als Sofja Andrejewna am Morgen diesen Brief las, lief sie aus dem Haus und stürzte sich in einer hysterischen Reaktion in den Gartenteich.

Zu diesem Zeitpunkt saß der alte Tolstoj bereits in einem Zug, der ihn zum Kaukasus bringen sollte, wo er als junger Mann einige Zeit bei den Kosaken verlebt hatte. Doch so richtig wußte er nicht, wohin er wollte. Er war verwirrt, verzweifelt und krank, er hatte Fieber, Kopfschmerzen, Durst und Probleme mit dem Herzen. Es war klar, daß er die weit über tausend Kilometer lange Strecke nicht würde durchhalten können.

Er übernachtete trotz seiner Exkommunikation im Opta-Kloster und besuchte am nächsten Morgen seine Schwester, die als Nonne in dem nicht allzuweit entfernten Kloster Schamardino lebte. Hier stieß am Nachmittag sein Freund und Arzt Duschan Makowicki zu ihm. Noch immer konnte er keinen festen Entschluß fassen, wohin die letzte Reise gehen sollte. Mal dachte er an Nowotscherkask im Kosakengebiet des Nordkaukasus, mal wollte er sogar an einen noch weiter entfernten ruhigen Ort, etwa Bulgarien.

Während der Fahrt in der dritten Klasse auf der Rjasan-Ural-Strecke zog Tolstoj sich eine Erkältung zu, die sich rasch zu einer Lungenentzündung entwickelte.

Auf einer winzigen Station auf der schier endlosen Strecke, in Astapowo, wurde der Todkranke in das Häuschen des Bahnwärters verfrachtet. Tolstojs Flucht blieb nicht unbeobachtet. Ein Unbekannter telegraphierte der Familie: »Leo Nikolajewitsch ist bei dem Bahnhofsvorsteher in Astapowo. 40 Fieber.« Die Familie brach sofort auf, fuhr zunächst nach Tula, kam dort aber nicht weiter, weil täglich nur ein Zug nach Astapowo fuhr. Also bestellte man einen Sonderzug. In Astapowo wurde der Waggon der Familie abgehängt und auf ein Abstellgleis gefahren.

Bald ging es auf der kleinen Eisenbahnstation zu wie auf einem Jahrmarkt. Die Flucht des alten Tolstoj hatte sich wie ein Lauffeuer herumgesprochen, und die abgelegene und unbekannteste Bahnstation wurde für einige Tage zum Brennpunkt der Welt. Von Sofja Andrejewna informiert, hatten Reporter sich einen Waggon gemietet und an den

nächsten durch Astapowo fahrenden Zug gehängt. Dort ließen sie ihn wieder abhängen, um am Sterben des großen alten Mannes teilzuhaben. Sogar ein Kamerateam war angereist. Und selbst kirchliche Würdenträger kamen nach Astapowo, um zu sehen, ob es noch möglich wäre, Tolstoj in den Schoß der orthodoxen Kirche zurückzuführen. Niemand erhielt jedoch Zutritt zum Sterbezimmer. Selbst seine Frau Sofja Andrejewna nicht. Die Journalisten hofften auf ihre Hilfe. Doch sie stand nur im Flur des Stationsvorsteherhäuschens und erbettelte weinend den Zutritt – vergebens. Nur seine Lieblingstochter Tatjana (Tanja) ließ Tolstoj vor. Am Morgen des 7. November 1910 (nach heutiger Zeitrechnung der 20. November), zehn Tage nach seiner Flucht, starb Tolstoj. Es war fünf Minuten nach sechs Uhr.

L: *Tatjana Tolstoj: Avec Léon Tolstoj. Souvenirs. Paris 1975; Süddeutsche Zeitung Magazin 46/1990*

**Abtreibung.** Beinahe wäre aus dem einzigen heterosexuellen Verhältnis Jean Cocteau mit einer exilierten russischen Fürstin ein Kind geboren worden. Aber eine eifersüchtige Freundin überredete die Fürstin zur Abtreibung. Cocteau rächte sich, indem er die Eifersüchtige dafür öffentlich ohrfeigte. Die Geohrfeigte warf nun das Manuskript von *Kinder der Nacht*, das Cocteau ihr geschenkt hatte, ins Feuer. → *Feuer* → *Schwul* → *Verbrannt* → *Vernichtet*

**adalunc.** Gleich im ersten Band ihres monumentalen Wörterbuchs der deutschen Sprache, der 1854 erschien, haben Jakob und Wilhelm Grimm gefälscht. Für Johann Christoph Adelung, ihren geschätzten Vorgänger als Wörterbuchautor, dessen Namen sie als »vir nobilis – edler Mann« auslegten, erfanden sie das althochdeutsche Wort »adalunc«. Und im gleichen Band »A-Biermolke« setzten sie ihrer 1796 gestorbenen Mutter unter dem Stichwort »Amtmännin« ein Denkmal.

L: *Der »alte Grimm« unter: www.dwb.uni-trier.de*

**Adelskalender, literarischer** → *Hochadel, dichter*

**Adoptiert.** Der österreichische Autor Robert Schneider, der 1992 mit seinem Roman *Schlafes Bruder* einen internationalen Bestellererfolg erzielte, ist ein Adoptivkind. Harold Brodkey war nach dem Tod seiner Mutter für 350 Dollar an seine Pflegeeltern verkauft worden. Der amerikanische Dramatiker Edward Albee wuchs als Adoptivkind eines Theaterunternehmers auf. Ebenfalls bei Pflegeeltern wuchs Arthur Honegger auf. → *Findelkind*

**Affe.** Ein Gemälde zeigt John Wilmot Earl of Rochester, wie er einen Affen zum Dichter krönt. Wilmot gehörte zu einer wüsten Gruppe junger Männer am Hofe Charles' II. »Es ist doch eine so aufricht versoffene und verhurte Zeit, wie man sie sich nur wünschen kann!« sagte der Dramatiker Thomas Shadwell. Dazu paßt dieses Bild der Verhöhnung der eigenen Fähigkeiten. → *Irrtum* → *Poete laureate* Paul Verlaine wird von Stefan Zweig die »Häßlichkeit eines Affen« attestiert.

Anton Kuh hielt am 25. Oktober 1925 im Wiener Konzertsaal eine Stegreifrede über Karl Kraus. Ihr Titel: »Der Affe Zarathustras«.

Affen in der Literatur sind:

*Fipps der Affe* (1879) ist eine der bekanntesten Bilder geschichten von Wilhelm Busch.

Chee-Chee heißt der Affe in Hugh Loftings Geschichten vom Doktor Dolittle (1920).

Pippi Langstrumpf nennt ihren Affen »Herr Nils-son«.

Sowie: Franz Kafka: Ein Bericht für eine Akademie, Wilhelm Raabe: Die Akten des Vogelsangs,

Wilhelm Hauff: Der Affe als Mensch,

E.T.A. Hoffmann: Nachricht von einem gebildeten jungen Mann,

Edgar Allan Poe: Die Morde in der Rue Morgue.

**Agent Orange.** Dem Journalisten und Kolportageschriftsteller Harry Thürk war die DDR zu klein. Er ging Anfang der fünfziger Jahre als Korrespondent nach Korea. Er bereiste Burma, Laos, Kambodscha, China, Japan und berichtete über den Koreakrieg, später aus Vietnam. Dort geriet er in eine Wolke des von US-Streitkräften versprühten Entlaubungsmittels »Agent Orange«. Seither litt er akuten Lungenschwund, mußte seine Reisen aufgeben, war schließlich ans Bett gefesselt und wurde künstlich beatmet.

**Agoraphobie.** »Aus psychischen Gründen« hatte Elfriede Jelinek sich nicht getraut, zur Entgegennahme des Nobelpreises nach Stockholm zu reisen. Sie habe unter Menschen klaustrophobische Anwendungen zu erleiden, ließ sie wissen (und das ist Agoraphobie, im Deutschen meist als »Platzangst« bezeichnet). Nach Stockholm schickte sie ein Video.

Kaum bekannt war damals, daß sie schon kurz nach ihrer Matura an dieser Neurose erkrankt war, was dazu führte, daß sie ein Jahr lang nicht das Haus ihrer Eltern verließ.

L: *Focus 51/04*

**Aids.** Ein frühes Opfer der Immunschwächekrankheit »AIDS« war der französische Philosoph

und Schriftsteller Michel Foucault. Bei seinem letzten Aufenthalt in Kalifornien 1983 hätte Foucault um das Risiko wissen müssen, als er der damals als »schwuler Krebs« bekannten, aber noch kaum erforschten Krankheit in den von ihm frequentierten Bars und Badehäusern der homosexuellen und Sado-Maso-Szene begegnete, meint der Biograph James Miller. Foucault starb im Juni 1984. (James Miller: *Die Leidenschaft des Michel Foucault*. Köln 1995)

Bruce Chatwin war bisexuell und hatte sich 1986 mit Aids infiziert. Er starb drei Jahre später.

Harold Brodkey starb 1996 an Aids. Sein Sterben hat er in dem bewegenden Buch *Die Geschichte meines Todes* (1996) geschildert, nachdem er zuvor bereits in der Zeitschrift *The New Yorker* der Öffentlichkeit von seiner Infektion berichtet hatte.

Der erste deutsche Schriftsteller, der ein Aids-Opfer wurde, war wohl Hubert Fichte. Er starb 1986. Ihm folgten 1990 Horst Bienek und 1992 Kurt Raeber. → *Bisexuell* → *Schwul*

**Akrostichon.** Diese poetische Spielerei, bei der die Anfangsbuchstaben, Anfangssilben oder Anfangsworte von aufeinanderfolgenden Worten oder Verszeilen zusammen gelesen ein Wort, einen Namen oder einen Sinnspruch ergeben, wird schon lange nicht mehr gepflegt. Sie war in der Antike beliebt, auch in der Renaissance, zur Zeit des Humanismus und verlor im achtzehnten Jahrhundert ihre Bedeutung. Nur noch einmal hat das Akrostichon seine volle Wirkung entfaltet: Als ernstzunehmende Camouflage in den Zeiten des realexistierenden Sozialismus ostdeutscher Prägung. Der junge Berliner Dichter Uwe Kolbe veröffentlichte 1981 in der Anthologie *Bestandsaufnahme 2* (Halle/Leipzig 1981) einen Text, der mit dem Titel *Kern meines Romans* reichlich harmlos wirkt.

In einem Bericht der Staatssicherheit vom 14. April 1982 heißt es allerdings: »Bei der Aneinandersetzung der Anfangsbuchstaben der einzelnen Worte dieses Textes ergibt sich ein Übertext mit folgender feindlicher Aussage: Eure Masse sind [e]lend / Eure Forderungen genügen Schleimer / Eure eh[e]mals blutige Fahne bläht sich träge zum Bauch / Eurem Heldentum den Opfern widme ich einen Orgasmus / Euch mächtige Greise zerfetze die tägliche Revolution. Dieser verschlüsselte Text wurde erst nach Fertigstellung und teilweiser Auslieferung der Anthologie bemerkt, so daß über 4000 Exemplare an den Buchhandel ausgeliefert wurden.«

Das Buch, soweit noch nicht verkauft, wurde über

Nacht aus dem Buchhandel zurückgezogen und vernichtet. Publikationen und öffentliche Lesungen blieben Uwe Kolbe lange Zeit verwehrt.

L: *Uwe Kolbe: Die Situation*. Göttingen 1994

**Aktentasche.** Der Mythos vom Tod des Kritikers und Philosophen Walter Benjamin, der auf der Flucht vor den Nationalsozialisten in dem spanischen Pyrenäen-Grenzort Port Bou am 26. September 1940 Selbstmord begangen haben soll, ist zuletzt im Dezember 1992 erneut in Frage gestellt worden. Denn Benjamin besaß ein Visum für die USA, das ihm von Max Horkheimer beschafft worden war. Zusammen mit anderen Emigranten wollte er am 26. September 1940 die spanische Grenze überschreiten. Doch das Gemeindeoberhaupt von Port Bou habe den Flüchtlingen gedroht, sie an die Gestapo auszuliefern. Dieser Erpressungsversuch soll von Benjamin sehr ernst genommen worden sein, so daß er sich in der Nacht mit Morphin vergiftet habe, heißt es. Bereits eine Woche zuvor hatte Benjamin sich gegenüber Hannah Arendt mehrmals über Selbstmordabsichten geäußert. Der jüdische Religionshistoriker Gershom Sholem, Freund, Förderer und später Herausgeber der Werke Benjamins, sagte: »Er war überzeugt, daß ein weiterer Weltkrieg einen Gaskrieg bedeuten und damit das Ende aller Zivilisationen bringen würde.«

Neun Schriftstücke, die bis zum Dezember 1992 völlig unbeachtet im Rathaus von Port Bou gelegen hatten, erhellen die letzten Stunden im Leben Benjamins. Sie verzeichnen insgesamt vier Arztbesuche und eine Behandlung mit Spritzen und Aderlaß. Da alle Schriftstücke den Emigranten als »Dr. Benjamin Walter« bezeichnen, war endlich erklärbar, warum Benjamin als Jude auf dem katholischen Teil des Ortsfriedhofs bestattet wurde. Sämtliche Rechnungen – Hotel-, Arzt- und Bestattungskosten – seines letzten Lebensabschnittes sind auf Weisung des Untersuchungsrichters mit der in der örtlichen Bank gewechselten Barschaft des toten Flüchtlings beglichen worden. Der Hotelier hat auf seine Rechnung, die an den Richter gerichtet war, der den Tod des »ausländischen Reisenden« zu untersuchen hatte, vier Telefonate Benjamins vermerkt. Aber auch diese neuen Dokumente geben keine endgültige Antwort auf die Frage, ob er seinem Leben selbst ein Ende setzte oder ob sein Herz den Strapazen eines Fluchtversuchs durchs Grenzgebirge nicht gewachsen war. Der amerikanische Publizist Stephen Schwartz spekulierte wenige Jahre später, daß Benjamin

nach seiner Abwendung vom Kommunismus auf der Flucht von Stalins Agenten ermordet worden sein könnte. Wichtigstes Indiz ist ihm dabei die schwere schwarze Aktentasche, die Benjamin stets bei sich führte und von der er sich, selbst wenn er unter deren Last ächzte, auch auf der Flucht nicht trennte. »Wissen Sie, diese Aktentasche ist mir das Allerwichtigste«, hatte Benjamin gegenüber Lisa Fittko erklärt, die darüber in ihren berühmt gewordenen Erinnerungen *Mein Weg über die Pyrenäen* (1985) berichtet. »Ich darf sie nicht verlieren. Das Manuskript muß auf jeden Fall gerettet werden. Es ist wichtiger als meine Person.« Die schwarze Aktentasche ist nicht wieder aufgetaucht. → *Koffer* → *Manuskripte, verschwundene*

L: *Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 1. Dezember 1992; Frankfurter Rundschau vom 15. Dezember 1992; The Weekly Standard, Heft 37, Juni 2001*

**Alexandria.** Jene neun Zehntel der antiken Literatur, die heute verschwunden sind, gehen nicht auf den legendären und sprichwörtlich gewordenen Brand der Bibliothek von Alexandria zurück. Denn die berühmte Bibliothek von Alexandria ist nur eine von vielen gewesen, die eingeäschert wurden. Namhafte Bibliotheken gab es auch in Tripolis, Konstantinopel und vielen anderen Orten. Die alexandrinische Bibliothek wurde berühmt und populär durch die folgende Anekdote. Als die Araber Alexandria einnahmen, soll der Feldherr Amru den Kalifen Omar gefragt haben, was mit den vielen Büchern zu geschehen habe. »Enthalten sie«, lautete die Antwort, »was ohnehin schon im Koran geschrieben steht, sind sie überflüssig. Enthalten sie etwas anderes, sind sie gefährlich. Deshalb müssen sie verbrannt werden.« Auf Befehl des Kalifen wurden durch seinen Statthalter Amr ibn al-As sämtliche Bücher und Papyrusrollen in die viertausend Bäder Alexandrias geschafft, die ein halbes Jahr lang mit ihnen beheizt wurden.

Diese Geschichte ist nicht wahr. Der Kalif Omar setzte nie einen Fuß nach Alexandria, in der berühmten Bibliothek war damals schon lange kein einziges Buch mehr enthalten, Alexandria hatte nie viertausend Bäder besessen, und überdies eignet sich Papyrus schon gar nicht zum Heizen, bestenfalls als Fidibus.

Diese Geschichte läßt sich auf einige Mitteilungen von Abulfarad zurückführen, einem arabischen Historiker christlicher Konfession. Er beschreibt sie in seiner Ende des dreizehnten Jahrhunderts entstandenen Chronik. Das war rund sechshundert Jahre danach. Zeitgenössische Autoren haben den

Fall mit keiner Silbe erwähnt. Vor allem Eutychius, der Patriarch von Alexandria, hätte von dieser überaus denkwürdigen Begebenheit wissen müssen. In seiner Chronik steht darüber jedoch keine Silbe. Sowohl Leopold von Ranke wie auch Wilhelm von Humboldt meinten daher, daß dieser Anekdote kein Wahrheitsgehalt beizumessen sei. Ihrer Auffassung nach verbrannten die vierhunderttausend Rollen der seinerzeit weltbekanntesten Bibliothek der Ptolomäer bereits im Jahre 47 v. Chr. im Bruchion, im Königspalast, als Julius Cäsar die Stadt eroberte. Dreihunderttausend Rollen lagerten im Serapis-Tempel und überdauerten die Kämpfe. Doch auch nur bis zum Jahre 369 – dann ließ Theophilus, Bischof von Alexandrien, sie ins Feuer werfen. → *Bibliotheken* → *Feuer* → *Verbrannt*

**Alge.** Polnische Meeresbiologen entdeckten 1992 in der Danziger Bucht eine bislang unbekannt Algenart. Sie benannten sie nach dem deutschen Schriftsteller und späteren Nobelpreisträger Günter Grass »*Fragilaria guenter-grassii*«, der mit der *Danziger Trilogie* (*Die Blechtrommel, Katz und Maus, Hundejahre*) Stadt und Region unsterblich gemacht hat.

L: *Stern 49/1992*

**Alibi.** In ihrem Roman *Alibi* (1926) läßt Agatha Christie den Gutsbesitzer Roger Ackroyd ermorden. Der hat sich noch kurz vor seinem Tod seinem Freund Dr. Sheppard anvertraut. Dr. Sheppard ist es auch, der über die Ermittlungen von Hercule Poirot berichtet. Poirot verdächtigt wie gewohnt nacheinander sämtliche Personen. Und es ist wieder erstaunlich, wie viele von ihnen ein triftiges Motiv haben, Ackroyd umzubringen. Der Knalleffekt des Romans liegt aber darin, daß der Täter in diesem Fall der Erzähler ist. Die gesamten Ermittlungen werden vom Mörder wiedergegeben, der kein anderer als Dr. Sheppard selbst ist. Diese außerordentliche erzählerische Finte steht ziemlich einzigartig da, von Leo Perutz' drei Jahre zuvor erschienenem *Der Meister des Jüngsten Tages* einmal abgesehen. Dieser Kunstgriff hat einige Experten nicht zur Ruhe kommen lassen. Zuletzt hat Pierre Bayard nachgewiesen, daß Sheppard nicht der Mörder sein kann. Es wird vermutet, daß die eigentliche Übeltäterin Lady Mallowan alias »die Herzogin des Todes« alias Agatha Christie selbst ist. Sie muß gewußt haben, daß man zu dieser Schlußfolgerung kommen konnte. Deshalb ist sie kurz nach Erscheinen des Buches verschwunden. Man hielt sie schon für tot, als sie nach zehn Tagen endlich gefunden wurde. Diese PR-Idee ist Jahr-

zehnte später von dem französischen Provokateur Jean-Edern Hallier kopiert worden, indem er sich entführen ließ. → *Bananen, ausgerechnet*

L: *Pierre Bayard: Qui a tué Roger Ackroyd? Paris 1998*

**Alice im Wunderland.** Der achtundzwanzigjährige Mathematiker und Hilfsbibliothekar Lewis Carroll, der mit bürgerlichem Namen Charles Lutwidge Dodgson hieß, hatte Alice Pleasant Liddell, die Tochter seines Vorgesetzten, des Dekans Liddell des altehrwürdigen Christ Church Colleges in Oxford, und ihre beiden reizenden Schwestern während des Bücherabstaubens durchs Fenster beobachtet. Er war völlig hingerissen von der unbeschwernten kindlichen Schönheit der erst Sieben-einhalbjährigen. Er schaffte sich einen Photokasten an, richtete sich eine Dunkelkammer ein, kaufte Kulissen und Kostüme. Dann setzte er die drei Mädchen in immer neue Stellungen und phantastische Kostüme. Die Abzüge schickte er mit Briefen an die Mutter seiner kindlichen Freundinnen. Für Alice aber – seinen »einzigsten Liebling« – schrieb er ein Abenteuerbuch. Die Handschrift schenkte er ihr zu Weihnachten 1864. Alices Eltern waren von dem wunderbaren Buch so begeistert, daß sie Carroll zuredeten, es zu veröffentlichen. *Alice im Wunderland*, wie auch die Fortsetzung *Alice hinter den Spiegeln*, wurde dann ein Riesenerfolg. Queen Victoria war entzückt, auch Oscar Wilde schwärmte in höchsten Tönen. Vier Jahre später zerbrach die zärtliche Beziehung Carrolls zu Alice und deren Eltern. Die Mutter verbrannte seine sämtlichen Briefe. Nun suchte er Trost beim Fotografieren anderer kleiner Mädchen, auch ihnen schrieb er Liebesbriefe. → *Briefe* → *Pädophilie*

L: *Martin Gardner: Alles über Alice. Hamburg/Wien 2002*

**Alkohol.** Wer schreibt, trinkt auch Alkohol. Wassertrinker können keine erfolgreichen Autoren sein, meinte John Gay 1708 in seinem Gedichtband *Wine*. Schon im Jahre 14 v. Chr. schrieb Horaz: »Gedichte, die von Wassertrinkern geschrieben wurden, können nicht lange Gefallen erregen oder überleben.«

»Wieviel Flaschen braucht ein Buch?« fragte daher 1993 der Münchner Verleger, Schriftsteller und Dichter Michael Krüger und unternahm als erster den Versuch einer (allerdings nicht unbedingt ernst zu nehmenden) volkswirtschaftlichen Berechnung des Verhältnisses vom Alkoholkonsum zum gedruckten Buch. Er kam zu erstaunlichen Ergebnis-

sen. Das erste lautet: Jede Seite eines Buches verbraucht Alkohol. Sowohl beim Schreiben als auch beim Lesen. Das zweite: Jedes Land hat seine eigene Lese-Trink-Kultur. Krügers Überlegungen und Berechnungen zum Pro-Kopf-Verbrauch an Alkohol und Büchern sind hier mit den jüngsten Zahlen der Unesco-Statistik und der Stiftung Lesen, Mainz, aktualisiert:

Land	Wein	Bücher
Deutschland	23,4 Liter	20
Irland	4,3	4
Spanien	65	4
Italien	93,5	6
Frankreich	100,9	12
Land	reiner Alkohol	Bücher
Deutschland	15,8 Liter	20
Irland	12,6	4
Spanien	19,3	4
Italien	16,8	6
Frankreich	21,3	12

Das Land der Dichter und Denker zeichnet sich hier ab als ein Land der Dichter und Trinker, und durch die gesamte Weltliteratur weht eine kräftige Alkoholfahne. »Dem Alkohol müßte man Tantiemen zahlen«, schreibt Wilfried F. Schoeller, »er ist der mächtigste Erzeuger von Literatur, der sich denken läßt.« → *Absinth* → *Bier* → *Wein*

L: *Magazin der Süddeutschen Zeitung, 2. Juli 1993; Michael Krüger/Ekkehard Faude: Literatur & Alkohol. Lengwil 2004; du 12/1994; Donald W. Goodwin: Alkohol & Autor. Zürich 1995*

Nun zu konkreten Fällen: Die Neigung zum Trunke ist bei Georg Christoph Lichtenberg, dem Spötter aus Göttingen, deutlich zu beobachten. Schon als junger Mann bezeichnet er sich selbst gerne als einen Wonnetrinker. Den Wert des Weines als Stimulanzium für die schriftstellerische Tätigkeit hat er dabei sicherlich überschätzt. Und wie das erhaltene Geschäftsbuch der Göttinger Weinhandlung Bremer belegt, bezog Lichtenberg zwar durchaus ansehnliche, jedoch nie übermäßige Lieferungen. Dabei muß allerdings berücksichtigt werden, daß es sich hierbei um ein »Restanden-Buch« handelt – es enthält nicht jene Lieferungen, die sogleich bezahlt wurden. Einer Strichliste zufolge, die Lichtenberg zwischen 24. September und 14. November 1795 führte, ergibt sich ein durchschnittlicher persönlicher Weinverbrauch von einem Dreivierteliter pro Tag. Vier Glas Rotwein, so hält Lichtenberg in seinem Tagebuch fest, seien »etwas viel« (30. April 1793) und »a whole bottle a day« (21. April 1794) gar extrem viel. Ab 1792 finden sich häufig

Eintragungen in griechischen Buchstaben. »keras«, zu deutsch Trinkhorn, wurde zu Lichtenbergs Codewort für seinen Spirituosenverbrauch. Wo immer Lichtenberg etwas zu verbergen hatte, benutzte er solche Codewörter. So schreibt er am 29. April 1796: »sehr vergnügt und fühle mich recht leicht. Gottlob etwas keras freilich, ohne das ist nichts in der Welt für mich wenigstens.« Am 2. Januar 1797 notiert er: »etwas keras um das gestrige zu vertreiben.« Der Alkoholkonsum ist für Lichtenberg in seinen letzten Lebensjahren sicherlich zu einem echten Problem geworden – denn immer wieder finden sich die Vermerke: »Etwas keras – etwas viel keras – vor wie nach viel keras.«

Als Ersinner einer »Methylogie«, einer Lehre des Berauschtseins, formulierte er seine Abneigung exzessiven Trinkverhaltens in einem drastischen Vergleich: »Aber der Herr P. kann recht trinken. Was will er damit? Wenn ich ihn anders recht verstehe, so dünkt mich, ich könnte alles viel geschwinder tun, was P. tut, wenn ich mir eine Pistole vor den Kopf schösse.« Doch einen kleinen Rausch begrüßte der Autor der *Sudelbücher* enthusiastisch: »Trinken (pinein) heiße ich überhaupt mit offenen Sinnen und zur guten Stunde einen Zug tun der mit einer solchen Zauberkraft auf unser Inneres auffällt und alle Seelenkräfte zu einem Freudenfeste versammelt bei dem die strenge Vernunft Feierabend macht.«

Einen Ruf als ordentlicher Zecher hatte E. T. A. Hoffmann sich schon während seiner Zeit in Bamberg erworben. Carl Friedrich Kunz berichtet über die Abende im Gasthaus »Zur Rose«: »Nicht übertrieben ist es, wenn ich behaupte, daß an einem Abend, wo Hoffmann zugegen war [...] von ein paar Dutzend Gästen mehr getrunken wurde als von der ganzen Harmoniegesellschaft, die gleichfalls in diesem Lokale war und noch ist, zusammengenommen bei ihren veranstalteten Gesellschaften und Bällen. Hoffmann ergötzte sich und skoptisierte nicht wenig über eine Gesellschaft, die bei ihren Kapaunengastmählern, mit Versprechungen gefüllt (wie er sich nach Shakespeare ausdrückte), so viel vom Wirte präntierte und ihn doch so wenig unterstützte ... Höchst selten übernahm sich Hoffmann, soviel er auch trank bei diesen Gelagen ...« Nur wenn ihm jemand die Laune verdarb, etwa nicht auf seine Witze und Späße einging, »dann tat er des Guten mehr, als er sollte«.

Wenn es ihm dann nicht gutging, wenn er von Zeit zu Zeit an Magenkrämpfen litt, griff Hoffmann zu

einem probaten wie gefährlichen Mittel: »Er trank nämlich dann in kurzen Zwischenräumen ziemliche Portionen Kognak, Rum oder Arrak, und selten geschah es, daß länger als einen Tag der Krampf anhielt.«

Als E. T. A. Hoffmann dann als Richter beim Berliner Kammergericht angestellt war, verbrachte er die Vormittage in den Sitzungen, die Abende und Nächte jedoch im Weinhaus. Sein Freund Julius Eduard Hitzig schreibt über diese durchschwärmten Nächte (*E. T. A. Hoffmanns Leben und Nachlaß*, 3. Auflage, Stuttgart 1839), Hoffmann sei ein willkommener Gast bei Trinkgelagen gewesen: »Oft abends in zwei Zirkeln, von sieben bis neun und von neun bis zwölf«. Es mochte dabei »so spät sein, als es wollte, wenn alle anderen sich nach Hause begeben«, ging Hoffmann »noch in das Weinhaus, um dort den Morgen zu erwarten«.

»Man denke hiebei aber nicht etwa an einen gemeinen Trinker, der trinkt und trinkt aus Wohlgeschmack, bis er lallt und schläft; gerade das Umgekehrte war Hoffmanns Fall. Er trank, um sich zu montieren; dazu gehörte anfangs, wie er noch kräftig war, weniger, später natürlich mehr. Aber war er einmal montiert, wie er es nannte, in exotischer Stimmung, die, oft bei einer halben Flasche Wein, auch nur ein gemütlicher Zuhörer hervorrufen konnte, so gab es nichts Interessanteres als das Feuerwerk von Witz und Glut der Fantasien, das er dann unaufhaltsam, oft fünf, sechs Stunden vor der entzückten Umgebung aufsteigen ließ. War aber auch seine Stimmung nicht exaltiert, so war er im Weinhause nie müßig, wie man so viele sitzen sieht, die nichts tun als nippen und gähnen; er schaute vielmehr mit seinen Falkenaugen überall umher. Was er an Lächerlichkeiten, Auffallenheiten, selbst an rührenden Eigenheiten bei den Weingästen bemerkte, wurde ihm zur Studie für seine Werke, oder er warf es mit fertiger Feder auf das Papier, kurz, er sprach selten seine Freunde, ohne daß er ihnen neue und pikante Kuriosa aus dieser seiner Welt zu erzählen wußte.« (Z. Funck, d. i.: Carl Friedrich Kunz: *Aus dem Leben zweier Dichter. Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann und Friedrich Gottlob Wetzel*. Leipzig 1836)

Es gab eine Zeit in Berlin, berichtet Ludwig Rellstab über den berühmten Schauspieler Ludwig Devrient, »wo seine Gegenwart, verbunden mit der des genialen Hoffmann, einem bestimmten Weinhause eine solche Zelebrität verliehen hatte, daß Einheimische und Fremde diesen Ort in großer Zahl besuchten, um die berühmten Männer dort

nur zu sehen, von einem entfernteren Tische ihrem Gespräche zuzuhören oder gar, wenn das Glück sehr günstig war, einen Sitz an demselben Tische zu gewinnen und so in nähere Gemeinschaft mit ihnen zu kommen.« Es sei eine seiner liebsten Jugenderinnerungen, schreibt Rellstab, »sich in jene Zeit zurückzusetzen, wo er voll Bewunderung beider Männer abends nach dem Theater zu Lutter und Wegner am Gendarmenmarkte (dies war jene Handlung) ging und in höchster Spannung am entfernten Tischchen harrete, bis Devrient, der vielleicht eben den Franz Moor oder Lear gespielt hatte, eintreten und seinen schon gewohnten Platz einnehmen würde. ›Da ist er‹, murmelte man dann von Tisch zu Tisch, wenn er sich zu Hoffmann niedersetzte, wo die täglichen Abendgenossen, flacheren Gehalts, aber gute Zechbrüder, ihm seinen Platz aufbewahrten.

Jetzt entzündete sich am Weine die Fackel des Witzes, des genialen Humors. Hoffmann schwang seine satyrische Geißel mit unbarmherziger Schärfe; die eben vollendete Vorstellung, Oper, Schauspiel oder Konzert, gab gewöhnlich den ersten Stoff. Am Scherz entbrannte der Scherz, Witzworte flogen hin und wider, satyrische Schilderungen strömten von Hoffmanns Lippen, die Devrient mit seiner Gutmütigkeit abzuweisen suchte. Bald griff Hoffmann nach dem Bleistift, und, ein geübter Zeichner, warf er rasch eine Karikatur hin, mit der er, wo das Wort nicht ausreichte, seine Satyre unterstützte. Noch jetzt bewahrt die Weinhandlung als künstlerische Reliquie das aus anfangs einzelnen Blättern gesammelte Zeichenbuch jenes Kreises auf und zeigt es bekannteren oder erleseneren Gästen als Denkwürdigkeit vor.« Später nahm Ludwig Rellstab selber oft an diesen geistreichen Abenden teil: »Er ist es aber der Ehre Devrients schuldig, hiermit öffentlich zu rühmen, daß, wie wild Hoffmann seinen Satyr tummelte und nichts, sogar auch die Anwesenden nicht, verschonte. [...] Das kleine Kabinett bei Lutter und Wegner wurde häufig das Gespräch der ganzen Stadt, denn selten verging ein Abend, wo nicht irgendein Witzwort, das weitergetragen zu werden verdiente, oder ein gestreicher Scherz vorkam...«

*L: Ludwig Rellstab: Gesammelte Schriften. Neue Ausgabe. Band 9. Leipzig 1860. Seiten 351 bis 353*

Um den Zürcher Staatsschreiber Gottfried Keller ranken sich viele Anekdoten, die von seiner unstillbaren Neigung zum Wein erzählen.

Als ihm auf unerklärliche Weise zwei Paar Schuhe abhanden gekommen waren, erstattete Keller An-

zeige. Wenig später berichtete ihm das Polizeibureau Zürich: »Polizist H. sah gestern, nachts 1 Uhr, Herrn Alt-Staatsschreiber Keller in nicht ganz einwandfreier Haltung nach Hause zurückkehren, bemerkte, wie derselbe Herr Alt-Staatsschreiber Keller sich auf die Treppe hinsetzte oder von höherer Gewalt hinsetzen ließ, hierauf sich die Schuhe auszog und dieselben eigenhändig auf die Straße hinauswarf, offenbar in dem Glauben, der Herr Alt-Staatsschreiber befinde sich in seinem Schlafzimmer. Wir übermitteln Ihnen hiermit das zierliche Paar Schühlein, indem wir annehmen, es möchten die beredten zwei Paar bei ähnlichem Anlasse von dem Herrn Staatsschreiber verworfen und von weniger ehrsamten Händen aufgehoben worden sein.«

Einmal erschien Keller in seinem Stammlokal »Öpfelchammer« mit einem großen Handkoffer. Erstaunt fragten ihn die Trinkfreunde, ob er noch verreisen wolle. »Nur eine kleine List«, erklärte Keller. »Wißt, es ist mir immer so peinlich, wenn ich morgens heimkomme und die Leute sehen mich so sonderbar an. Wenn ich aber einen Koffer trage, werden sie glauben, ich komme von einer Reise. Und sollte ich einmal schief gehen, so werden sie denken: Ach Gott, was muß der arme Gottfried Keller eine schwere Last in seinem Koffer zu tragen haben.«

An einem Sommerabend war Keller mit einem Freund über den See nach Künsnacht gerudert, denn dort hatte ein Wirt einen vorzüglichen Wein. Nach Mitternacht bestiegen die beiden Zecher wieder das Boot und ruderten abwechselnd, jeder eine Stunde. Der Morgen begann zu grauen und sie hatten das andere Ufer immer noch nicht erreicht. Als die Sonne über die Berge stieg, ging der Wirt von Künsnacht zum Landungssteg hinunter und erblickte dort zwei fleißige Ruderer. Es waren Keller und sein Freund. Erstaunt rief er ihnen zu: »Warum tut Ihr's Kähnl nit abhänge, Ihr Herren!« Doch diese hübschen Anekdoten verraten nur eine Seite des angetrunkenen Keller. In fortgeschrittenem Trinkstadium konnte er aggressiv werden und war vielfach in Gasthauerschlägereien verwickelt. → *Prügelei*

In den Jahren 1976 bis 1979 kam Truman Capote mit Wodka und Whiskey in ernste Schwierigkeiten. Sein Führerschein wurde eingezogen. Und als er im Sommer 1983 in Sagaponack wegen Fahrens unter Alkohol und ohne Führerschein erwischt wurde, saß er sogar einen Tag im Gefängnis. Jedoch nicht wegen dieses Vergehens, sondern weil



er in Sandalen und kurzen Hosen vor dem Richter erschienen war. Dem *San Francisco Chronicle* war das eine Titelstory wert. Im Juli 1978 trat er in der New Yorker TV-Show von Stanley Siegel auf. Die Sendung wurde nach siebzehn Minuten abgebrochen. Capote hatte ohne Zusammenhang begonnen, sich über seinen Alkohol- und Pillenmix auszulassen (Wodka, Daiquiris, Valium und Librium). Später führte dieser Abstieg in die Hölle Capote in eine Heilanstalt für »Pharmaka-Süchtige«. Er war einen Monat im New Yorker Smithers Institute und drei Monate in der Hazelden-Foundation in Minnesota. Er nahm aber regelmäßig die Medikamente Dilantin und Phenobarbiturat ein, mit denen er seine Epilepsie im Zaume hielt. → *Epilepsie*  
→ *Lesung*

L: *Truman Capote: Ich bin schwul. Ich bin süchtig. Ich bin ein Genie. Zürich 1986*

Weitere exzessive Trinker (mit † gekennzeichnete Autoren sind mit ziemlicher Sicherheit an den Folgen ihrer Trunksucht verstorben):

Alkibiades, Sokrates, Cäsar, Seneca, †Jaroslav Hašek, †Li Tai-Po (»Der große Dichter, welcher trinkt«), Itzik Manger, Fernando Pessoa, Stagnelius, Torquato Tasso, †Apollon Alexandrowitsch Grigorjew, Wenedikt Jerofejew, †Wladimir Semjonowitsch Wyssotzki, Peter Altenberg (Portwein), †Hans Fallada, †Christian Dietrich Grabbe, Johann Christian Günther, Erich Otto Hartleben, †Ernst Herhaus, †Uwe Johnson, †Norbert C. Kaser, Erich Kästner, Lenz, Hermann Löns, Detlev von Liliencron, †Ernst Elias Niebergall, Jean Paul (→ *Bier*), †Fritz Reuter (Dipsomane, Quartalssäufer, trank alle paar Monate mehr als dreißig Flaschen hintereinander), Joachim Ringelnatz (*Die Flasche und mit ihr auf Reisen*, 1932), Harry Rowohlt, Viktor von Scheffel, †Johann Daniel Schubart, †Werner Schwab, †Charles Baudelaire, Albert Camus, †Claude Lorrain, Guy de Maupassant, Henri Murger, Alfred de Musset, Nerval, Arthur Rimbaud, Georges Simenon, Paul Verlaine (»Was tun Sie da?« fragte der Wirt, als Verlaine im Café seine Taschen durchsuchte. »Ist doch klar!« rief der. »Ich wollte feststellen, ob ich noch Durst habe.«), W. H. Auden, †Brendan Behan, James Boswell, Richard Brautigan, †Charles Bukowski (trank gewöhnlich an neunundzwanzig Tagen im Monat. In Philadelphia gab es eine Bar, in der er von fünf Uhr früh bis nachts um zwei saß. »Oft konnte ich mich nicht einmal erinnern, daß ich zum Schlafen in die Pension gegangen und dann wiedergekommen war. Als hätte ich meinen Barhocker nicht verlassen.«), †Robert Burns,

Truman Capote, Raymond Carver, Raymond Chandler, John Cheever, G. K. Chesterton, Winston Churchill (vor dem Mittagessen genehmigte er sich eine halbe Flasche Whisky, zur Mahlzeit nahm er eine halbe Flasche Champagner, und zum Kaffee gönnte er sich eine drittel Flasche Cognac), Samuel Coleridge, Stephen Crane, E. E. Cummings, William Faulkner, Scott F. Fitzgerald (»Wie er so an der Bar saß, das Glas Champagner in der Hand, schien sich die Haut seines Gesichts zu straffen, bis die ganze Aufgedunsenheit weg war, und dann spannte sich die Haut noch fester, bis das Gesicht wie ein Totenkopf aussah. Die Augen sanken ein und fingen an, tot auszusehen, und die Lippen waren straff gezogen, und die Farbe wich aus seinem Gesicht, so daß es die Farbe von benutztem Kerzenwachs hatte. [...] Gerettet hat ihn, daß er das Trinken nicht vertrug. Er konnte damals keinen Alkohol vertragen und kippte schon nach ein paar Drinks, die unsereinen normalerweise erst in Stimmung bringen, bewußtlos um. Es machte ihm auch Spaß, bewußtlos umzukippen, weil er dadurch in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückte«, Ernest Hemingway), Roman Gary, Dashiell Hammett, Ernest Hemingway (→ *Daiquiri*), Randall Jarrell, Lionel Johnson, James Joyce, Henry Kendall, †Jack Kerouac (Das böse Ende seiner Trunksucht: Er saß am 20. Oktober 1969 in St. Petersburg in Florida mit einer Büchse Thunfisch, einer Flasche Whisky und seinem Notizbuch vor dem laufenden Fernsehapparat und skizzierte einen Roman, in dem es um die Druckwerkstatt seines Vaters gehen sollte. Plötzlich bekam er starke Schmerzen. Er stürzte ins Badezimmer und mußte sich übergeben. Das Toilettenbecken füllte sich mit erbrochenem Blut. Seine Frau Stella fand ihn halb bewußtlos auf den Knien liegend. Sie rief einen Krankenwagen, der ihn ins St. Anthony Hospital brachte. Nach sechsundzwanzig Bluttransfusionen starb er achtzehn Stunden später, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.), Jack London (»König Alkohol«, 1913), Richard Lowell, †Malcolm Lowry (»Am frühen Nachmittag kam er immer den Weg heraufgetorkelt, furchtbar betrunken bereits, und er saß dann auf meiner Terrasse und wollte reden. Ich goß ihm immer nur Alkohol nach. [...] Er schrieb immer dann, wenn er trank.« Truman Capote), Louis MacNeice, Norman Mailer, Carson McCullers (»Sie hatte kein Geld, fand aber immer Mittel und Wege, sich Alkohol zu beschaffen ... Carson McCullers' Studio lag direkt über meinem, und die ganze Nacht hörte ich sie hin und her gehen, mit kurzem Zwi-

schenaufenthalt, um auf halben Wege zu trinken. Unablässig hämmerten ihre Schritte über meiner Zimmerdecke, bis ich einen dumpfen Plumps hörte. Sie mußte mitten im Zimmer hingefallen und eingeschlafen sein, denn die Stille hielt bis zum Morgen an. Um ihr eheliches Ungemach zu vergessen, verliebte sie sich in Goll, was ihr weiteren Anlaß zum Trinken gab. Spätestens ab Mittag sah ich sie betrunken.« Claire Goll in ihren Memoiren *Ich verzeihe keinem*), Herman Melville, Flann O'Brien, Eugene O'Neill, † Edgar Allan Poe (gehörte dem örtlichen Abstinenzlerverein an und hielt Vorträge über die Gefahren des Alkohols), Jean Rhys, Anne Sexton, John Steinbeck, † Algernon Charles Swinburne, Dylan Thomas, James Thomson, Evelyn Waugh, Oscar Wilde, William Carlos Williams, Thomas Wolfe, † Richard Yates.

Angesichts so zahlreicher amerikanischer Autoren wird Alkoholismus in den USA als »writers disease« bezeichnet. Eine Liste mit knapp zweihundert amerikanischen Schriftstellern aus dem zwanzigsten Jahrhundert erwies, daß nahezu ein Drittel von ihnen alkoholsüchtig war. Und was amerikanische Träger des Nobelpreises angeht, so beträgt deren Alkoholikeranteil mehr als siebenzig Prozent.

→ Absinth → Daiquiri → Drogen → Wein → Whisky  
 L: Wilhelm Petersen: *Geschichte der deutschen Nationalneigung zum Trunke*. 1782; Günter Bruno Fuchs: *Trinkermeditationen*. Neuwied/Berlin 1962; Pegasus pichelt. *Geschichten vom Trinken aus der Probiertube deutschsprachiger Dichtung*. Herausgegeben von Hans Adolf Neunzig. Hamburg 1968; Donald W. Goodwin: *Alkohol and the Writer/Alkohol & Autor*. Kansas City 1988/Zürich 1995; *Treibstoff Alkohol. Der Dichter und die Flasche. Du, Zeitschrift der Kultur*, Heft 12, Dezember 1994; *Stimulanzien oder Wie sich zum Schreiben bringen?* *Marbacher Magazin* 72/1995

**Allahs Plagiator.** Der ehemalige ARD-Korrespondent Gerhard Konzelmann galt viele Jahre lang als einer der »intimsten Kenner Arabiens«. Sein Dutzend Bücher hat die öffentliche Meinung in Deutschland und das Bild des Nahen Ostens bestimmt – bis sein Buch *Mohammed – Allahs Prophet und Feldherr* (Hamburg 1990) erschien. Konzelmann habe nicht nur dreißig Prozent bei ihm abgeschrieben, klagte der Hamburger Professor für Islam-Wissenschaft Gernot Rotter, sondern auch zahlreiche historische Unwahrheiten und falsche Bilder vermittelt. Der »journalistische Freibeuter, der eine ganze Fälscherwerkstatt ersetzte«, der »Kujau unter den Korrespondenten« zahlte Rotter

35.000 Mark als anteiliges Honorar und verschwand von der pulizistischen Fläche. → *Plagiat L: Der Spiegel* 39/91; *Gernot Rotter: Allahs Plagiator. Die publizistischen Raubzüge des »Nahostexperten« Gerhard Konzelmann*. 1992; *Focus* 43/95

**Allerheiligen.** Die Kinderbuchillustratorin Ida Bohatta starb an Allerheiligen (1. November 1992). Das paßte zu ihrer Glaubensgewißheit. Sie hatte sich bereits seit langem nichts sehnlicher gewünscht, als in den Himmel zu kommen. Sicherlich steckte da nicht nur christliche Schwärmerei dahinter. Denn 1985 schrieb sie in einem Brief: »Ich habe immer gemeint, wenn ich zum lieben Gott komme und alle meine Lieben begrüßt habe [...], dann suche ich mir sofort meinen Charles Dickens und bedanke mich bei ihm für die vielen schönen Stunden, die er mir und meinem lieben Mann geschenkt hat.«

**Alter.** Seinen 1719 erschienenen Roman *Robinson Crusoe* schrieb Daniel Defoe, als er 59 Jahre alt war. Das folgende Jahrzehnt war das in schriftstellerischer Hinsicht fruchtbarste. Bis zum siebzigsten Lebensjahr veröffentlichte er zwei Fortsetzungen des *Robinson Crusoe*. Weiterhin entstanden unter anderem die Romane *Captain Singleton* (1720), *Moll Flanders* (1722), *Colonel Jack* (1722), *Roxana* (1724), weiterhin Reiseberichte wie die *Tour durch die ganzen britischen Inseln* (1724–1727) und die imaginäre *Neue Reise um die Welt* (1724), ferner historische und pseudohistorische Erzählungen wie *Die Pest von London* (1722), *Memoiren eines Kavaliere* (1720), die Verbrecherbiographie *John Sheppard* (1724), *Die politische Geschichte des Teufels* (1726) und die *Allgemeine Geschichte der wichtigsten Entdeckungen und Verbesserungen in den nützlichen Künsten* (1726/27). Das Werk *Der vollkommene englische Gentleman* blieb unvollendet.

Auch das erzählerische Werk Theodor Fontanes ist ein Alterswerk. Mit Ausnahme des ersten Romans *Vor dem Sturm* (1878), dessen Anfänge in die fünfziger Jahre zurückreichen, schrieb und publizierte Fontane in den letzten beiden Lebensjahrzehnten (1878 bis 1898) zwischen seinem achtundfünfzigsten und achtundsiebzigsten Lebensjahr. Das sind insgesamt sieben Romane sowie ein Band mit dreizehn kürzeren Erzählungen (*Von, vor und nach der Reise* 1894). Hinzu kommen zahllose Erzählfragmente, die von bloßen Notizen bis zu ausgefeilten Kapitelfolgen reichen und die die vollendeten Romane zeitlich begleiteten. Die wenigen frühen Erzählungen haben in Fontanes Œuvre einen deutlich geringeren Stellenwert.

Aber auch das ist steigerbar, freilich nicht mit Werken in derselben Klasse wie von Fontane oder Defoe: Die jüngere Schwester der schwedischen Kinderbuchautorin Astrid Lindgren, Stina Hergin, hatte im Juni 2001 ihr Debüt als Schriftstellerin gegeben. Da war sie 90 Jahre alt. Sie starb leider bereits im Jahr darauf. Sie hatte in einem Interview erklärt, sie habe mit dem Schreiben warten wollen, bis sie ihren eigenen Stil gefunden habe. »Mein verstorbener Mann war ein Schriftsteller, genau wie mein Bruder. Und meine Schwester hat ein paar Bücher geschrieben, wie Sie vielleicht wissen.« Zuvor hatte sie als Übersetzerin gearbeitet und rund 200 Bücher aus dem Schwedischen ins Englische und Deutsche übertragen.

*L: BuchMarkt aktuell vom 30. Dezember 2002*

Noch älter war Jessie Foveaux, als sie ihr erstes Buch veröffentlichte. Bei einer Auktion für die Publikationsrechte hatte der New Yorker Verlag Warner Books 1997 eine Million Dollar für das 208 Seiten umfassende Werk der 98jährigen bezahlt. In *Any Given Day* erzählt sie, wie sie sich aus der Ehe mit einem Alkoholiker befreite und ihre acht Kinder mit schlecht dotierten Jobs großzog. Die Geschichte hat sie in einer Schreibklasse für ältere Menschen zu Papier gebracht. Ihr Lehrer schickte einen Auszug an das *Wall Street Journal*. Nachdem das Blatt darüber in einer Reportage auf seiner Titelseite berichtete, bemühten sich fast alle großen US-Verlage um die Rechte. Ende Oktober 1999 starb Jessie Foveaux – hundertjährig.

→ *Produktivität*

Literarische Spätentwickler waren außerdem:

Der Engländer William Frenn de Morgan. Er schrieb siebenundsechzigjährig seinen ersten Roman.

Die Engländerin Frances Trollope, die 1832 mit 52 Jahren ihre schriftstellerische Laufbahn begann, veröffentlichte bis zu ihrem Tod 1863 115 Romane und Reisebücher.

Die Engländerin Mary Wesley. Sie veröffentlichte ihren ersten Roman 1982 – da war sie schon 70. In den folgenden zwanzig Jahren schrieb sie international erfolgreiche Romane wie *Die letzten Tage der Unschuld*, *Führe mich in Versuchung*, *Matildas letzter Sommer*, *Eine talentierte Frau*, *Zweite Geige* und *Ein Leben nach Maß*. 2002, dem Jahr ihres Todes, sagte sie in einem Interview: »Ich habe keine Geduld mit Leuten, die mit 60 alt werden. Mit 60 sollte man etwas Neues beginnen.«

→ *Frühvollendet*

**Alzheimer.** »Ich werde sterben wie ein Baum – vom Wipfel her«, soll Jonathan Swift einem Freund gesagt haben. Vermutungen, Swifts Leiden seien Folgen der Syphilis, sind immer wieder geäußert worden, es war aber wahrscheinlich Alzheimer. Schon als Swift dreiunddreißigjährig dem Klerus beitrug und zum Pfarrer einer kleinen irischen Gemeinde berufen wurde, fiel sein merkwürdiges Verhalten auf. »Der verrückte Pastor«, nannte man ihn bald. Mit anderen Worten: Er hatte einen Tick. Er litt unter einem bizarren Zählzwang. So erfuhren seine sämtlichen Bekannten, daß der Weg von seiner Wohnung in Chelsea zur Londoner Stadtmitte exakt 5784 Schritte betrage.

Swift hatte auch eine Veranlagung zu Blasen- und Nierensteinen. In einem Kaffeehaus saß einmal ein Dr. Arbuthnot neben ihm, der nicht wußte, wer sein Nachbar war, und schrieb einen Brief. Der Brief war eben beendet, die Tinte noch feucht, und er fragte Swift, ob er nicht etwas Sand bei sich habe (mit dem man seinerzeit Briefe trocknete). Swift erwiderte: »Nein Sir, aber ich habe Harngrües, und wenn Sie mir den Brief geben, kann ich draufpissen.«

Am Ende verlor Swift tatsächlich seinen Verstand. Nichts war in seinem Leben so groß wie seine Furcht vor einer geistigen Erkrankung, wie sie ihn schließlich nach dem Tod seiner Frau Stella 1728 befiel.

Sein Interesse konzentrierte sich nur noch auf körperliche Bewegung und Ernährung. Das führte dazu, daß er seine Mahlzeiten einnahm, während er im Zimmer umherging. Bevor Swift allerdings in seinem wachsenden Menschenhaß völlig der Demenz verfiel, ließ sein Diener ihn von Fremden und Besuchern gegen Eintritt besichtigen.

Nobelpreisträger Halldór Laxness starb sechsundneunzigjährig auf seinem Hof Glnfrasteinn auf Island. Lange hatte er an der Alzheimerschen Krankheit gelitten. In den letzten Jahren des Dahindämmerns vollzog seine Hand unentwegt Schreibbewegungen. Als die in der Woche vor seinem Tod aufhörten, sagte seine Frau: »Jetzt ist der Dichter gestorben.«

Bei Iris Murdoch, einer der bedeutendsten britischen Schriftstellerinnen des zwanzigsten Jahrhunderts, wurde Alzheimer im November 1996 klinisch diagnostiziert. Sie starb drei Jahre später. Eine Londoner Forschergruppe hat ihren letzten Roman *Jackson's Dilemma* (1995) mit *The Sea*, *The Sea* von 1978 verglichen, den sie mit neunundfünfzig Jahren auf der Höhe ihrer Schaffenskraft veröf-

fentlichte. Als Vergleich diente auch ihr erstes, 1954 erschienenes Buch *Under the Net*. Bei der automatisierten Textanalyse – die vor allem deshalb Bedeutung hat, weil Iris Murdochs Romane nahezu unverändert, also ohne Eingriffe des Lektorats, in den Druck gingen – zeigten sich bei Struktur und Syntax nur wenige Unterschiede. Deutliche Diskrepanzen traten aber im Spektrum der verwendeten Wörter und in der Fertigkeit auf, mit der Sprache zu spielen. Immer seltener tauchten ausgefallene Wörter auf.

Übrigens litt auch Mark Twain an Alzheimer.

L: *Brain, November 2004; David Shenk: Das Vergessen. Alzheimer: Porträt einer Epidemie. Hamburg/Leipzig/Wien 2005*

**Anachronismus** → *Fehler* → *Irrtum*

**Anagramm.** Umstellung der Buchstaben eines Wortes oder einer Wortgruppe. Durch dieses schöne Spiel lassen sich geheimnisvolle Wörter bilden. Was im Orient und in der Kabbalistik gang und gäbe ist, war in Europa erst seit dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert vor allem in Buchtiteln beliebt. Am meisten wurde das Anagramm für Pseudonyme verwendet.

Der erste Band von François Rabelais' grotesk-burleskem Roman *Gargantua und Pantagruel* (1533) erschien unter dem Pseudonym »Maistre Alcofrybas Nasier«, was ein Anagramm darstellt, also eine Umstellung der Buchstaben seines richtigen Namens. Rabelais tat gut daran, denn kurz darauf wurde das Werk verboten. Dennoch erschienen in den folgenden Jahren weitere Auflagen, allerdings war dem Verfassernamen nun ein »feu / verstorben« hinzugefügt. Erst dreizehn Jahre später, Rabelais war inzwischen Leibarzt des Kardinals und Bischofs von Paris und genoß überdies den Schutz von Franz I., lüftete er offiziell sein Pseudonym und zeichnete seine Satiren mit »M. François Rabelais, docteur en medicine«.

Jean-Baptiste Poquelin nannte sich Molière. Schon seinem Zeitgenossen und ersten Biographen Grimarest war aufgefallen, daß Molière sich nie zu seinem Pseudonym geäußert habe. Den Grund für die Annahme des Decknamens habe er selbst seinen besten Freunden nicht genannt. Wahrscheinlich ist, daß er sich den Namen mit Rücksicht auf seine Familie zulegte, als er noch Schauspieler war. Der französische Schriftsteller Henry Poulaille ist der Auffassung, bei dem Namen handele es sich um ein verkürztes Anagramm von Pierre Corneille. → *Gretchenfragen*

Christoffel von Grimmelshausen, der Autor des *Simplicissimus*, verwendete unter anderem das Anagramm German Schleifheim von Sulsfott.

Hartnäckig hält sich bis heute die Legende, daß der Familienname von Erich Maria Remarque ein Anagramm von »Kramer« sei – Remarque / Remark / Kramer. Sie ist auf eine Lüge des Nazi-Propagandisten Joseph Goebbels zurückzuführen, die er im Kampf um das Verbot des Buches und des Films *Im Westen nichts Neues* geschickt einsetzte. In der *Welt* vom 31. März 1966 bezeichnete Remarque die Kramer-Fabel als harmlosen Unsinn. Doch selbst in die wissenschaftliche Literatur findet solcher Unsinn Eingang. In der Dissertation *Pseudonym im literarischen und künstlerischen Urheberrecht* (Rudolph, 1952) wird ausgerechnet Remarque als typisches Beispiel für das Pseudonym in der modernen Literatur herangezogen. Dabei wäre das Pseudonym gar nicht einmal originär gewesen. Schon 1830 wußte man über den Quedlinburger Heinrich Matthias August Cramer zu berichten, er habe unter dem Pseudonym »Remarc« geschrieben. Diese Form des Pseudonyms, bei dem der Name einfach von hinten gelesen wird, nennt man auch Ananym.

C. W. Ceram, der Verfasser des Weltbestsellers *Götter, Gräber und Gelehrte* (1949), hieß eigentlich Kurt W. Marek. »Der Gebrauch eines Pseudonyms für mein Buch *Götter, Gräber und Gelehrte* zwang sich auf, weil ich vordem auf gänzlich anderem Gebiet publizistisch tätig geworden war, so daß mein Name zusammen mit dem neuen Thema nur Mißtrauen geweckt hätte.«

Der Franzose Georges Perec hat einen Text *La Cature* geschrieben, der 1992 auf deutsch unter dem Titel *Okular ist eng oder Fortunas Kiel* herauskam. Übersetzer ist Oskar Pastior, selbst Ingenium für palindromische und anagrammatische Sprachformen. Sprachwissenschaftler haben ihm bescheinigt: Die Anagramme des Originals habe er zu hundert Prozent, die dazugehörigen lyrischen Passagen zu 98,41 Prozent zeichenidentisch übersetzt.

→ *Palindrom*

Weitere Anagramm-Pseudonyme sind:

Paul Ancel (sprich: Antschel) = Paul Celan (sprich: Zelan). Er veröffentlichte aber auch unter den Pseudonymen P. Aurel und A. Pavel.

Marguerite de Crayencour = Marguerite Yourcenar  
Hans Davidsohn = Jakob van Hoddis

Hans Magnus Enzensberger verwandelte sich in der von ihm unter dem Pseudonym Andreas Thalmayr herausgegebenen Anthologie *Das Wasserzei-*

*chen der Poesie* (Nördlingen 1985) anagrammatisch in Serenus M. Brezengang.

Leo F. Kotta = Otto Flake

Anton Kippenberg = Benno Papentrigk

Hans Mayer = Jean Améry

→ *Molière* → *Pseudonyme* → *Shakespeare, William*

Noch mehr Anagramme:

Samuel Butlers Roman *Erewhon* (1872) ist ein Anagramm von »Nowhere – Nirgendwo«. Die irgendwo in Neuseeland spielende Utopie ist, neben dem autobiographischen Roman *Der Weg allen Fleisches*, sein bekanntestes Werk.

Ein aktuelles Anagramm findet sich bei Joanne K. Rowling. In der englischen Ausgabe von *Harry Potter and the Chambers of Secrets* (1998) wird »Tom Marvolo Riddle« zu »I am Lord Voldemort«. In der deutschen Ausgabe mit dem Titel *Harry Potter und die Kammer des Schreckens* verwandelt sich »Tom Vorlost Riddle« in »ist Lord Voldemort«. → *Plagiat*  
Eine Sammlung exemplarischer Autogedichte erschien unter dem Titel *PS Hero* © (Zürich und Ottiglio 2001/Frankfurt am Main 2002). Der Titel ist ein Anagramm von »Pors[c]h«.

In Vladimir Nabokovs *Lolita* taucht eine Vivian Darkbloom als die Geliebte von Clare Quilty auf. Die vermeintliche Autorin der *Notes to Ada* in Nabokovs *Ada* heißt ebenfalls Vivian Darkbloom. Vivian Darkbloom ist ein Anagramm von Nabokov, das in Abwandlungen mehrfach auftaucht: Vivian Bloodmark in Nabokovs Autobiographie *Erinnerung spricht*, der Fotograf und Englischlehrer Mr. Vivian Badlook in der englischen Übersetzung seines Romans *King Queen Knave* und schließlich das Pseudonym Vivian Calmbrood, unter dem Nabokov Teile seines unvollendeten Theaterstücks *The Wanderer* veröffentlichte.

Das »Vorwort des Übersetzers« von Arno Schmidts *Die Gelehrtenrepublik* (1957) ist unterzeichnet von einem Chr. M. Stadion – ein Anagramm Arno Schmidts.

Hedwig Courths-Mahler veröffentlichte anfangs unter dem Anagramm-Pseudonym C., auch H. Relham.

Berühmt sind die Namensanagramme Martin Luthers:

Martin Luther – Lehrt in Armuth

Martinus Lutherus – Vir multa struens (der Mann, der vieles aufbaut)

D. Martinus Lutherus – Ut turris das lumen (du strahlst wie ein Turm)

Doctor Martinus Lutherus – O Rom, Luther ist der Schwan

William S. Walsh hat 1898 eine lange Liste von Anagrammen berühmter Namen zusammengestellt, die andere ihnen gegeben haben. Hier sind die Literaten und schreibenden Köpfe:

Sir Francis Bacon, The Lord Keeper – Is born and elect for a rich speaker

Thomas Carlyle – Cry shame to all / Mercy, lash a lot / A lot cray, »Lash me!« / a calm, holy rest / clearly to sham

Charles Dickens – Cheer sick lands

Disraeli – I lead, sir

Phineas Fletcher – Hath Spencer life?

James McPherson – Me cramp Ossian! he! / M. P., reach me Ossian

Thomas Moore – Homo amor est (Mann in Liebe)

Edgar Allan Poe – A long peal, read

John Ruskin – No ink-rush I!

William Shakespeare – I ask me, was Will a peer? / I swear he is like a lamp / We praise him, ask all

Alfred Tennyson – Ferny lands notes / Fans one tenderly

Alfred Tennyson, Poet laureate – Neat sonnet or deep tearful lay

→ *Molière* → *Mystifikationen* → *Palindrom* → *Plagiat* → *Pseudonyme*

L: *William S. Walsh: Handy-Book of Literary Curiosities. London 1898; <http://www.anagramm.de>*

**Anagrammgedichte.** Von der deutschen surrealistischen Dichterin Unica Zürn sind 112 Anagrammgedichte bekannt. »... dein Ich ist / ein Gramm Dichtang...« – eine Passage aus ihrem Gedicht »Das ist ein Anagrammgedicht« – verrät am ehesten, wie sie »als eine poetische Praxis der Intertextualität« (Ute Baumgärtel) gelesen werden können.

L: *Unica Zürn: Gesamtausgabe. Band 1: Anagramme. 1988; Ute Baumgärtel: Dein Ich ist ein Gramm Dichtang. Die Anagramme Unica Zürns. Wien 2001*

**Analogismus** → *Fehler* → *Irrtum* → *Script/continuity*

**Analphabeten.** Dshambul aus Kasachstan war der erklärte Lieblingsdichter Stalins. Der sagte seine Gedichte spontan vor sich hin und begleitete sich dabei auf der Dombra. Seine Anhänger haben alles, was er von sich gab, notiert und ins Russische übersetzt, eine Sprache, die Dshambul nicht sprach.

Schon der Iesgisch-dagestanische Dichter Suleiman aus Stal hatte nach der Oktoberrevolution seine Verse als Volkssänger mündlich vorgetragen. Mithörer zeichneten sie auf. Viele von ihnen

wurden zu Sprichwörtern und Volksliedern. Vermutlich war auch Homer Analphabet. → *Blind*

**Anekdote.** »Was liegt daran, ob eine Anekdote wahr ist? Wenn sie nur amüsiert!« meinte Voltaire. Sein Amusement kondensierte sich in der Folge in Anekdotensammlungen wie etwa *Dichter und Schriftsteller Anecdoten* (Stuttgart 1909), *Der Dichter Dornenwege* (Berlin und Leipzig 1914) oder Max Puntilla *Der lachende Pegasus* (1972). Die folgen in der Regel dem Schema »als a zu b sagte, . . .«, und es geht meist um Wortwitz, Schlagfertigkeit und komische Situationen. Oft sind sie auch mit ausgetauschten Namen weitererzählt worden. Begebenheiten aus der Anekdotenkiste, die durch Briefe, Tagebücher, Erinnerungen und Biographien belegt sind, sind in die vorliegende Enzyklopädie eingearbeitet. → *Wandergeschichten*

L: vgl. *Anekdoten-Lexikon. Dortmund 2000*

**Anfang, Der.** So bereiteten sich Schriftsteller auf den Beginn ihrer Arbeit vor:

Hemingway spitzte zwanzig Bleistifte.

Saint-Pol Roux legte sich ins → Bett.

Willa Cather las einen Abschnitt aus der Bibel, Stendhal hingegen eine Stunde im Code Napoléon (→ *Gesetzbuch, bürgerliches*)

Rilke roch an Zitronen.

Celans Hände kneteten Platanenrinde.

Thomas Wolfe streifte durch die Straßen.

E. Housman trank Mittags einen halben Liter Bier und ging dann spazieren. »Während ich so dahinschlenderte, flottierten in meinem Kopf manchmal, in plötzlichen und unberechenbaren Regungen, ein oder zwei Verszeilen, manchmal eine ganze Strophe . . .«

Auf ein leeres Blatt konnte Flaubert nicht schreiben. Er mußte zunächst, wie ein Maler seine ersten Töne aufträgt, seine Gedanken darauf skizzieren. Wenn er sich mittags an die Arbeit machte, war er erst gegen fünf Uhr abend richtig drin.

Nach solcherart Initiationen ging es an die Arbeit, und jede Stunde, jeder Tag wurde und wird da zu einem neuen Anfang:

Schiller soll, während er an den *Räubern* arbeitete, als junger Mediziner bei der Untersuchung seiner Patienten durch heftige konvulsivische Zuckungen erschreckt haben. (→ *Fieber*)

Wieland berichtet von Kleist, der bei ihm in Obmannstedt zu Besuch war: »Eine andere Eigenheit und eine noch fatalere, weil sie zuweilen an Verücktheit zu grenzen schien, war diese, daß er bei Tische sehr häufig etwas zwischen den Zähnen mit sich selbst murmelte, und dabei das Air eines Men-

schen hatte, der sich allein glaubt oder mit seinen Gedanken an einem ganz anderen Orte und mit ganz anderem Gegenstande beschäftigt ist. Er mußte mir endlich gestehen, daß er in solchen Augenblicken von Abwesenheit mit seinem Drama zu schaffen hatte, und dies nötigte ihn, mir gern oder ungern zu entdecken, daß er an einem Trauerspiel arbeite, aber ein so hohes und vollkommenes Ideal davon seinem Geiste vorschweben habe, daß es ihm noch immer unmöglich gewesen sei, es zu Papier zu bringen. Er habe zwar schon viele Szenen nach und nach aufgeschrieben, vernichte sie aber immer wieder, weil er sich selbst nichts zu Dank machen könne.« Kleist war von *Robert Guiskard* erfaßt.

Goethe erzählte: »Ich war so gewohnt, mir ein Liedchen vorzusagen, ohne es wieder zusammenfinden zu können, daß ich einige Male an das Pult rannte und mir nicht die Zeit nahm, einen querliegenden Bogen zurechtzurücken, sondern das Gedicht von Anfang bis zu Ende, ohne mich von der Stelle zu rühren, in der Diagonale herunterschrieb.«

Ein Besucher fand Heine am Schreibtisch arbeitend und warf einen Blick auf den vor ihm liegenden Bogen. Der enthielt kaum eine Zeile, die nicht durchgestrichen und durch eine darüberstehende ersetzt gewesen wäre. »Glauben Sie nicht«, entgegnete Heine auf dessen Verwunderung, »daß mich das Gedächtnis im Stiche läßt, ich wähle aber zwischen so vielen verschiedenen Wendungen, daß ich im gegebenen Augenblick leicht vergesse, welche ich festgestellt.«

Theodor Fontane hatte Selbstzweifel beim Schreiben: »Wie wird das werden? Wie komponierst du dies, wie gruppierst du das? Wird es auch nicht dummes Zeug sein?«

Flaubert klagte über die Arbeit an seiner *Madame Bovary*: »Ich habe vier Stunden verbracht, ohne einen Satz fertigzubekommen. Ich habe heute keine Zeile geschrieben, aber hundert habe ich gekritzelt. Was für eine furchtbare Arbeit!« Bei jedem Detail hatte er große Sorgen um das Reale. Unentwegt habe er Stiche, zeitgenössische Journale, Bücher und Menschen befragt, erzählt Émile Zola. »Jede Seite kostet ihn für die Kostüme, die historischen Ereignisse, die technischen Fragen, die Dekoration tagelange Studien.« → *Fußboden*

Leo Tolstoi hat seine Romane vier bis fünf Mal umgearbeitet.

Gustav Frenssen erzählte einem jungen Schriftstellerkollegen über seine Arbeit: »Gewütet habe ich, kann ich Ihnen sagen, gewütet habe ich, gewü-

tet.« Er habe sich bis zu fünf Mal seine Arbeit vorgenommen und neu geschrieben.

Otto Ludwig hat sich sein Leben lang mit dem Stoff seines Dramas *Agnes Bernauer* beschäftigt. Es existieren etwa zwanzig verschiedene Versuche und drei vollständig ausgeführte Fassungen – mit keiner war der Verfasser zufrieden.

Neun Fassungen schrieb Gerhart Hauptmann von seinem Drama *Iphigenie auf Aulis*. Manche haben mit der Endfassung wenig Gemeinsamkeiten.

Bis zu zehn Versionen eines einzigen Satzes legte sich Joseph Conrad zurecht, ehe er sich für den gelungensten entschied.

Eric Ambler legte ab 1962 von allen seinen Romanen jeweils vier Fassungen vor.

Als Heinrich Seidel sein *Leberecht Hühnchen* schrieb, litt er darunter, daß der Roman nur blaß seine Vorstellungen wiedergäbe: »So schwer ist mir noch nie etwas geworden, und mit einem solchen Widerwillen und Ekel habe ich noch nie etwas geschrieben, obwohl ich darin etwas leisten kann. In diesen letzten Tagen, da es nun fertig vor mir lag, hatte ich immer das Gefühl, ich müßte es in den Rinnstein werfen, es fest hineintreten, und dann davon gehen.« In den nächsten fünf Jahrzehnten verkaufte sich das Buch mehr als dreihunderttausend Mal.

Selbst Thomas Mann war beim Schreiben von starken Selbstzweifeln geplagt. So beim *Doktor Faustus*: »Wie man es macht, ist es falsch. Bin ich gezwungen, den Stoff auszutrocknen und zu verderben? [...] Beschäftigung mit dem Roman. Versuche, den Anschluß zu finden und die Lust zu beleben. Aber Mißfallen und Überdruß hemmen mich. Das Mißraten des Werkes kann wohl keinem Zweifel mehr unterliegen. Dennoch werde ich es zu Ende führen. [...] Wenig Gefallen an dem Werk, das mir zu zerfließen scheint. Gewiß ist es ein originelles Werk, aber ich zweifle, ob meine Kräfte reichen...« Diese Selbstzweifel haben Thomas Mann sogar noch verfolgt, nachdem er das Werk vollendet hatte: »Diese Sorge um das Auseinanderlaufen des Buches kehrt ständig wieder in den begleitenden Notizen und Rechenschaftslegungen. Der Engländer Conolly meinte einmal, geistreich genug, man dürfe nicht zu ›eitel‹ sein, um eine Sache schlecht zu machen, und nicht zu ›feige‹, dies einzugestehen. Nun, den Mut habe ich, einzugestehen, daß mir davor graute, eine große Sache zu verpfuschen, und daß ich oft bis zur Verzweiflung unter dem Eindruck litt, dies wirklich zu tun. Schließlich war es diese ›Eitel-

keit‹, die Müdigkeit und Trägheit überwand und aus dem Roman die sehr fest zusammengehaltene Komposition machte, die er ist.«

Aber es gibt noch ganz andere Schreibhemmnisse: Peter Rosegger mußte mit der linken seine rechte Hand halten, weil sie während des Schreibens stark zu zittern begann. So hat auch Knut Hamsun zeitweise gearbeitet.

Joseph Conrad mußte immer eine Zigarette zwischen den Fingern haben, die er aber nach wenigen Augenblicken irgendwo liegenließ. Sein Schreibtisch, seine Bücher waren übersät mit Brandflecken, und seine Frau lebte viele Jahre in Sorge, daß er sich und das Haus abbrennen könnte.

Soweit der Blick zurück in die Literaturgeschichte. Aber haben Schriftsteller heute andere Startschwierigkeiten? Ein paar Beispiele.

Peter Handke: »Ich ringe nie um Worte, sondern schreibe flüssig drauflos. Wenn ich dann im Wald spaziergehe, fällt mir das Wort, das nicht stimmt, auf den Kopf. Zu Hause angekommen, wird das Wort ausgewechselt. Wenn man anfängt zu schreiben, hört es nicht mehr auf. Es bleibt im Kopf, am Tag und in der Nacht. Ich möchte ein Loblied auf die Schlaflosigkeit anstimmen. Wenn man so drei Stunden wach liegt, denkt man hin... Und am Morgen, wenn ich beginne, ist es schon geschrieben.«

Sarah Kirsch: »Ich schreibe sehr viel mit der Hand, denn ich habe das Gefühl, daß die Sprache, die sich direkt aus dem Gehirn auf das Papier übertragen muß, beim Schreiben erst entsteht. Es muß ein Fluß sein bis durch meinen Füllfederhalter. Der ist eigentlich nur eine Fortsetzung, eine mit Tinte gefüllte Flügelfeder. [...] Ich habe die Einfälle erst beim Schreiben, und auch die Wörter entstehen erst dann...«

Hermann Lenz: »Ich habe fast jeden Tag gearbeitet. Vormittags bin ich nur zum Essen heruntergekommen, nachmittags habe ich auch geschrieben, dann bin ich spaziergegangen, und abends habe ich mich noch einmal an die Arbeit gesetzt. Mit Unterbrechungen. Im Urlaub habe ich nur Notizen gemacht. [...] Beim Schreiben mit der Feder bin ich gezwungen, etwas genau darzustellen und zu beschreiben – da bin ich gezwungen, eine Pause zu machen, einzutunken, mir wieder etwas zu überlegen, dann weiterzuschreiben. Ich muß mich auch zu einer Handschrift zwingen, die so klar ist, daß ich sie hinterher lesen kann. Als ich merkte, daß der Kugelschreiber die Stahlfedern verdrängen wird, habe ich mir einen großen Vorrat besorgt, und der reicht bis heute.«



Rainer Schmitz

**Was geschah mit Schillers Schädel?**

Alles, was Sie über Literatur nicht wissen

Taschenbuch, Klappenbroschur, 920 Seiten, 16,3x24,3

ISBN: 978-3-453-60080-5

Heyne

Erscheinungstermin: November 2008

Wie lautet der kürzeste Anfangssatz in einem deutschen Roman? Wie kam Edgar Allan Poe zu Tode? War Hemingway ein Kriegsverbrecher? All das und noch viel, viel mehr steht in diesem Lexikon – eine unerschöpfliche Quelle von Homer bis zum Dan-Brown-Plagiatsprozess.